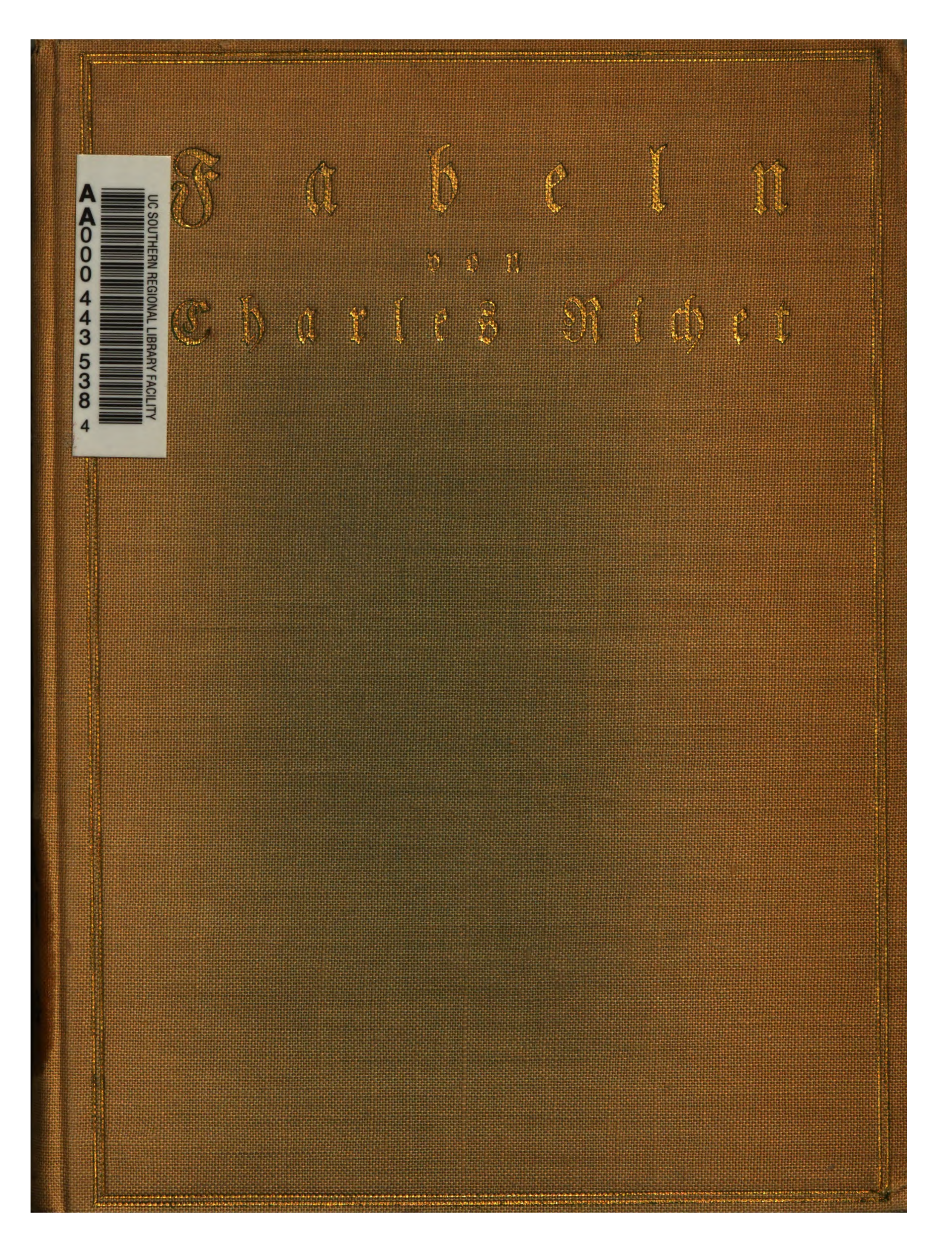
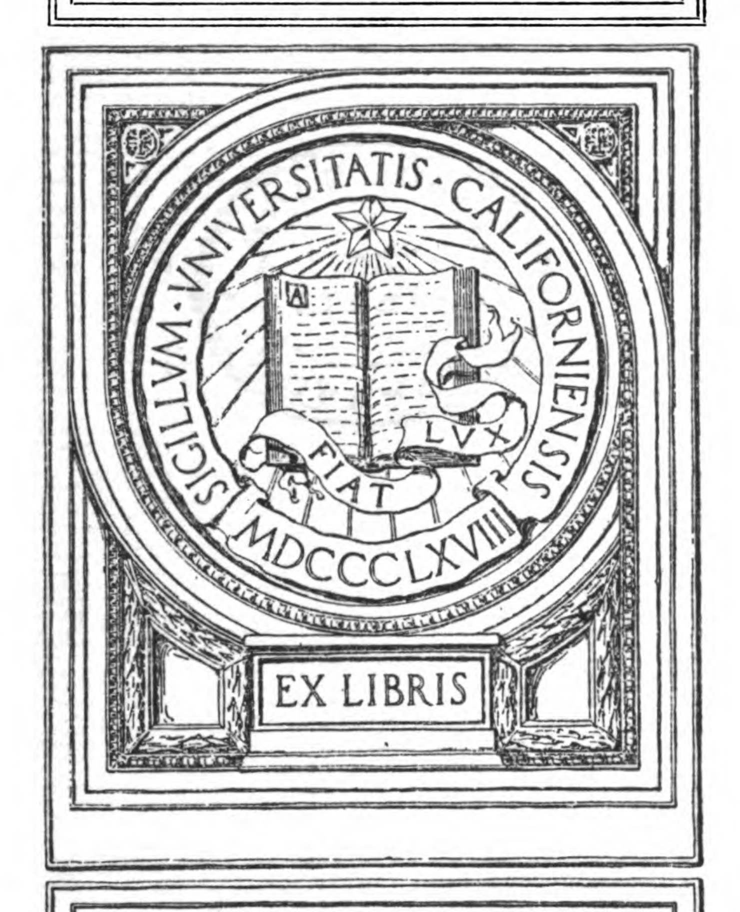
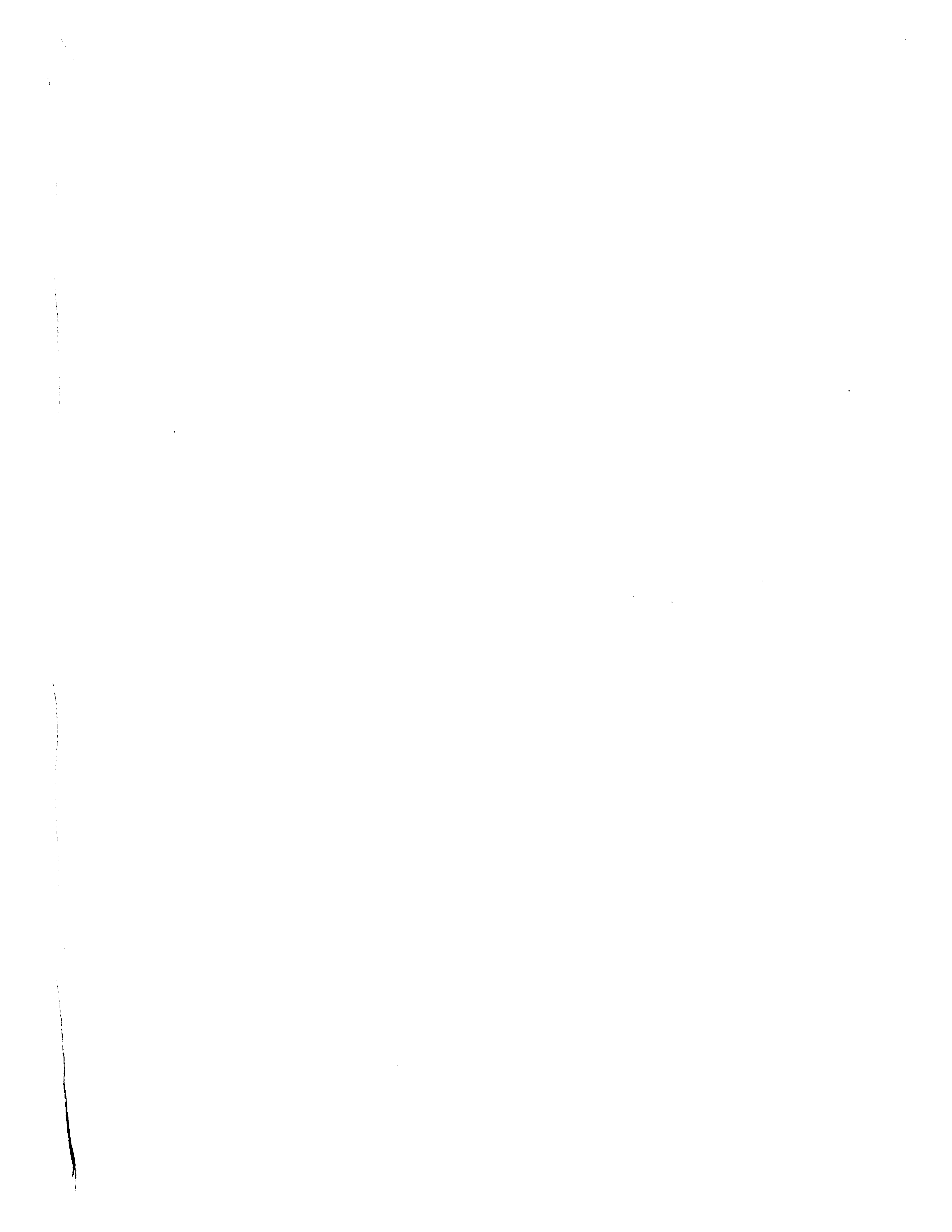

Fabeln
von
Charles Richet

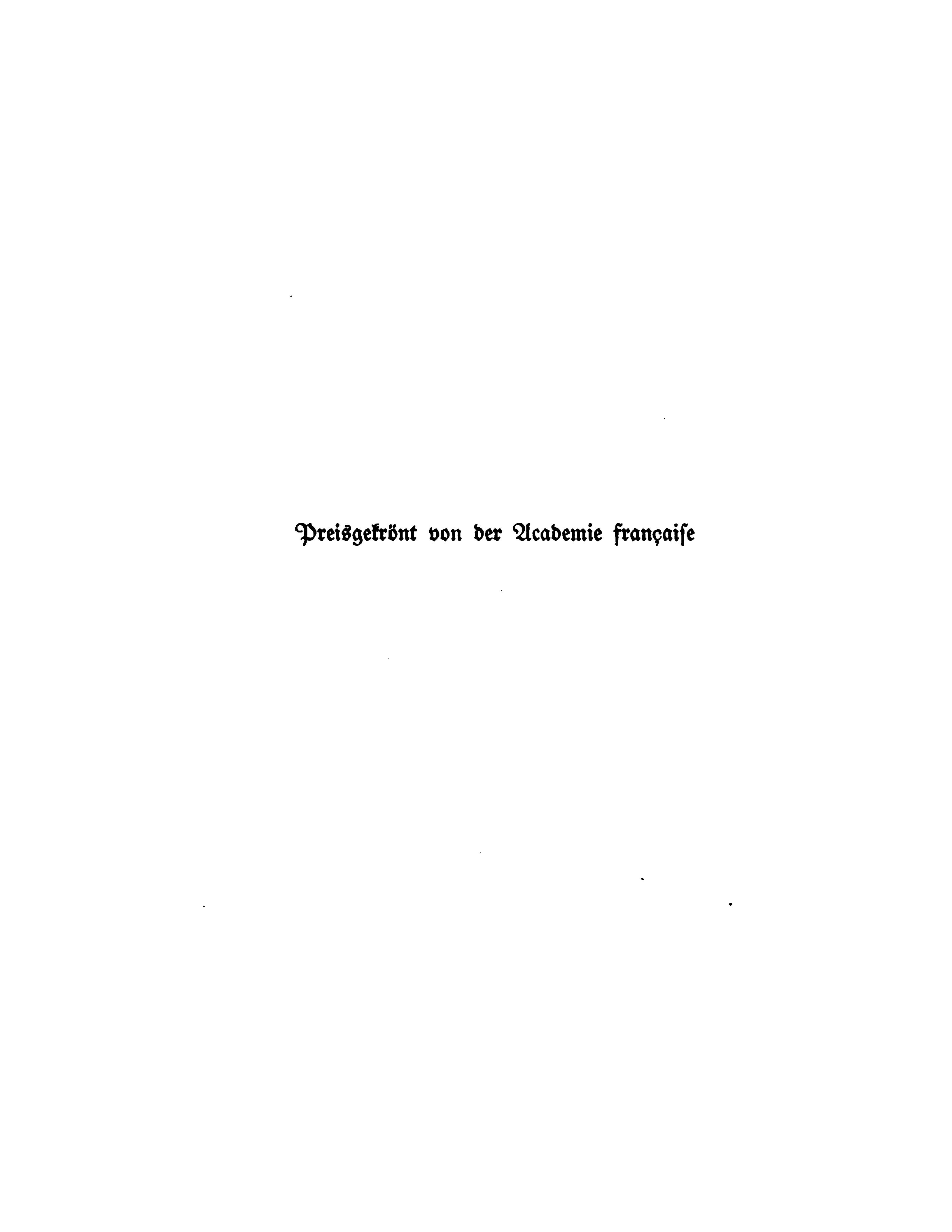

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Fabeln

von

Charles Richet



Preisgekrönt von der Academie française

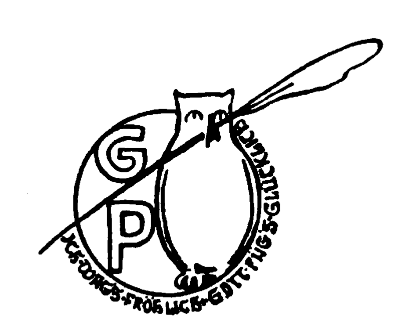
Fabeln von Charles Richet

In deutscher Nachdichtung

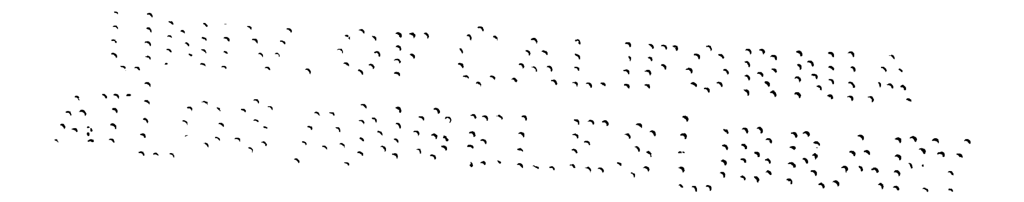
von

Armand Hoche und Rudolf Berger

Mit einem Briefe
Sully Prud'hommes an Charles Richet



Berlin. Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1914



Gerhart Hauptmann

zugeeignet

An meinen Sohn.

Mein Sohn, begegnet dir einmal von ungefähr
Ein armer alter Mann auf deinen Abendwegen,
Der müd' das Haupt geneigt, auf dessen Aug' sich schwer
Der bangen Todesnacht Vorschatten finster legen, —
Dann sei nicht hart und kalt zu ihm, der schwach, mein
Kind!
Wer da sich brüstet, prahlt, der ist nicht hochgesinnt,
Geht er auch stolz vorbei, hochmütig, an dem Armen,
Ohn' sich zu einem Gruß und Lächeln zu erbarmen. —
Schön ist dein Morgenrot, dein Blütenlenz und Mai,
Drin alles neu und frisch, voll Lust und Zauberflitter!
Ein Schmetterling genügt, und du bist sorgenfrei!
Du, Jugend, weißt noch nicht, wie Tränen oft so bitter!
Doch er! Sieh nur, wie ihm die Hände zitternd irr'n!
Sieh diese Stirn, darein sich Sorg' und Not grub ein!
Er weiß, was Schmerz und Schmach, was Zweifels Not
und Wirr'n,
Gewissensqualen, ach, die mehr als Todespein,
Und Nächte ohne Schlaf und Tage hoffnungsleer! — —
Er kennt das Jammerbild von feiger Knechtschaft Geist,
Geliebte Wesen, die dahin ohn' Wiederkehr,
Und Reu', die wie ein Dolch das Herz zersticht, zerreißt!
Mein Sohn! Sei gut zu ihm! Solch Mitgefühl gilt viel.

Vortrefflichkeit und Lieb', Begeist'rung, Schönheit,
Jugend
Sind göttlich Himmelslicht, doch all' kein letztes Ziel!
Paar' sie mit Edelmut! Dann schaffst du wahre Tugend!
Bedenke: Milde sein heißt klug sein nicht zuletzt,
Da in dem schwanken Greis dein eigen Fleisch du findest!
Das Schreckensschauspiel, das dich hier bestürzt, entsetzt,
Ist's Los, das deiner harrt, dem du dich nie entwindest!
Wie dieser Greis, beugst du auch einst die müde Stirn,
Und wenn bei Spiel und Tanz in linden Sommernächten
Verliebt und tändelnd rings die jungen Gecken girr'n,
Dann schüttelst bitter du das Haupt ob all der Schlechten. —
So zum Verfall verdammt lebt, was da ist und war;
Mit vorbestimmtem Schritt flieht's zu des Alters Tücken! —
Zeit, die an allem zehrt, eilt, jeden Leib zu bücken. —
So sind wir Leichen fast zur Zeit, die uns gebar! —
Lieb', Jugend sind ein Traum, rasch gleich dem schnellsten
Traume!
Ein Punkt der Zeit gleicht kaum dem Punkt im Welten-
raume!
O glaube mir, mein Sohn! Der Götter Zorn weckt der,
Der gegen's Alter ohn' Mitleid und liebeleer! —



Der Hirsch.

Es sprach einmal mit Zähneknirschen
Ein junger Hirsch zum alten Hirschen:
„Dein Ängstlichtun ist unverzeihlich!
Du trägst doch Waffen, keine schlechten,
Und doch vor jedem Hund entläufst und fliehst du eilig,
Statt stolz die Hörner ihm zu zeigen und zu fechten!
Bist du nicht grad' so flink, geschmeidig, zäh und stark?
Nichts stünd' dir edler an als tapfere Verteid'gung! —
Ich, zwar ein Spießer nur, straft' anders die Beleid'gung
Und zeigte: Ich hab' Mut im Mark!
Kaltblütig, unbeirrt durch das Gekläff der Meute,
Blieb ich voll Seelenruh' und Stolz wohl auch schon heute!
Und wenn im stillen Wald mal wieder ihr Gebell
Laut lärmend widerhallt, dann lauf' nicht gar so schnell,
Faß' — bei den Göttern! — einen Plan, der delikater
Und kühner, als davon zu laufen, lieber Vater!"
Der Alte sprach kein Wort darauf.
Er rupft sein Kraut und kaut und kaut und schaut nicht auf
Und denkt: Euch Spießern gibt die einz'ge Offenbarung,
Was wahrer Mut, der Ernst, die Lebenskunst, Erfahrung!
Doch horch, aus weiter Ferne klingt

Frohlockend hell das Horn der Jägersleute,
Und plötzlich aus dem Dickicht springt
Die ganze wilde gier'ge Meute.
Die braunen Bracken brüll'n ihr heiseres Gebell,
Die Hauer wild gefletscht! — Voll Blut und Geiferflecken
Das aufgeriss'ne Maul! — O Schauspiel voller Schrecken!
Ach, Ehr' und Eid, wie floht ihr schnell!
Wo nimmt bei solcher Hatz man Rat her?
So unser Prahlhans flieht noch schneller als sein Vater
Quer über Berg und Wald und Feld. —
„Ja!", sprach der Vater, „hier, hier kannst du dich verschnaufen!
's ist nichts zu hör'n mehr, junger Held,
Die Feinde haben sich verlaufen,
Statt deine Tapferkeit zu prüfen! Unverzeihlich!
Mir schien, dein Kriegerstolz und Siegermut von heute,
Der erst der Meute schrecklich dräute,
Hat's in der Lichtung ziemlich eilig! —
Doch, glaub', auch ich sprach einst wie du, verkannt' mein Blut;
Mein Vater lacht': Der Held ist nicht des Hirsch's Beruf!
Der Hund hat kein Gemüt; der Hirsch hat keinen Mut!" —
Niemand wird mehr als das, wozu ihn Schicksal schuf.

Das Rebhuhn und der Kauz.

Don Pedro, Zier des Kauzgeschlechts,
War's satt als Einsiedler zu leben,
Wollt' zur Besuchszeit drum zum Rebhuhn sich begeben,
Lenkt mit Geächz' und mit Gekrächz'
Zur schönen Freundin heim, ins Kornfeld, sein Geflatter!
Die rief erstaunt: „Ei, sieh mal! Ihr? Gevatter?
Nein, aber solche Ehr'! Wer wär' darauf gefaßt!
Kommt, teilt mein ländlich Mahl! Ich bitt' euch, seid mein Gast!
Ich hab' noch grad' im Vorratsstübel
Drei Häuflein Hirsemehl und manchen reifen Halm." —
„Dank! Dank! Vergelt's euch Gott! Nein, Schönste! Nehmt's nicht übel,
Doch solche Pflanzenkost schmeckt mir wie Staub und Qualm.
Ach, und die Schwüle drückt unsäglich.
Kommt mal zu mir! Da ist's hübsch kühl und mehr erträglich.
Ich lad' euch gleich zu morgen ein." —
Er sprach's und schied. Feldaus, feldein
Verfluchte er die dumme Vettel,
Rief: „Solch verwünschter Speisezettel!

Doch tut nichts! Morgen setz' ich ihr
Was Bessres vor als sie heut mir!"
Lang sann er hin und her, was er wohl Schönes hätte.
Dann in dem ausgehöhlten Stumpf
'nes alten Baumes feucht und dumpf
Bereitet er den Tisch zum festlichen Bankette.
Doch Jungfer Rebhuhn fand, daß es recht dunkel wär',
Und ängstlich rief sie: „Bester Mann!
Wo steckt man hier die Lampe an?
Ich finde, Tisch und Schmaus erkennt man nur recht schwer!" —
„Nein, so was!" rief der Kauz, „ich kann ganz deutlich sehen!
Rück' nur recht dicht heran und ruh' in meinem Arm!
Riechst du nicht auch, wie süß des Wildprets Düfte wehen?
Vier Krötlein und zwei Mäus'! Drei Rätzlein! O welch' Charme!
Ich hoff', du wirst nichts übergehen!" —
Rebhühnlein rührt' nichts an, brach auf,
Hatt' keinen Appetit darauf.
Ein Reiher strich vorbei, der suchte Fisch' zur Nahrung.
Wie lacht' er ob des Kauz' Erfahrung,
Rief: „Wer gefunden etwas Recht's,
Es nicht in aller Ohren krächz'!
Laß einem Huhn, was ihm Genuß schafft,
Daß nicht sein Tun auch dir Verdruß schafft!"

Die beiden Seeleute.

Ein alter Seemann und ein junger schaun vertraut
Aufs weite Meer, darauf manch Luftschloß sie gebaut,
Wenn rauschend sacht die Well'n den Sinn in Träume
wiegen, —
Und sahen eine Welt zu ihren Füßen liegen.
Ihr war, soweit die Woge rollt,
Rubinen, Perlenpracht und Gold. —
Der junge sprach: „Ich will das Abenteuer wagen!
Ein günst'ger Wind gibt mir's Geleit;
Zag hör' ich seinen Hauch ans Mastwerk mahnend
schlagen.
Die Mannschaft harrt schon lang', mein Schiff ist auch
bereit.
Ich fahre und vertrau' mich meinem guten Sterne!
Leb' wohl! Ich segle in die Ferne."
Der alte sprach: „Die Zeit ist schlecht gewählt! O sieh:
Solch ein Gewölk sah ich noch nie,
Solch feines, düst'res Dunstgeflimmer!
Sahst du heut Nacht des Mond's unsteten Flackerschein?
Ein Nebel hüllte sacht mit fahlem, bleichem Schimmer
Die matte Silberscheibe ein.
Ich sah schon manchen Sturm auf manchem Abenteuer:

Solch Nebelhimmel pflegt erbarmungslos zu sein.
Mäßige deinen Mut, dein tollkühn' Jugendfeuer!
Denn, fährst du, lass' dir prophezei'n:
Du führst zum Schiffbruch nur dein Steuer!"
Der junge denkt: „Was schwatzt die alte Seemannshaut
Von Weisheit, die schon fadenscheinig?
Auf Kraft und Mut man besser baut
Als auf solch schales Wissen, mein' ich.
Ich kann nichts Düstres seh'n, soweit der Himmel blaut.
Lass' ihn nur unken! Ich will's wagen,
Auf weitem wilden Meer mein Glück mir zu erjagen."

Doch, wie ihm prophezeit, war ihm das Meer nicht hold.
Nie brachte heim sein Schiff Rubinen, Perlen, Gold!
Das weite wilde Meer verschlang den wilden Knaben
Und keinem sagt's, wo er und wo sein Schiff begraben!

Leichtsinnig junges Volk, hab' Acht!
Nur der erringt, wonach er trachtet,
Der auf den Rat der Alten achtet
Und ihrer Warnungen nicht lacht.

Und wie erging's dem Greis, dem welterfahrnen, weisen? —

Er harrt und harrt zur Fahrt bereit
Geduldig auf den Tag zum Reisen.
Unwiederbringlich eilt vorbei die rasche Zeit.
Doch jedes Frührot zeigt ihm Grund zu neuen Sorgen,
Gefahren, die im Meer verborgen:
Bald schafft ihm schlimmer Südwind Pein,
Bald peitscht der Nord die Flut, ihn sicherm Tod zu
weih'n,
Bald ist das Meer zu still. „Möcht' sich ein Lüftlein
regen!"
Dem Zufall trau' kein Steuermann!
Endlich setzt er die Abfahrt an.
Der Himmel lacht, verheißt ihm Heil und Segen.
So zieht das Schiff nach klugem Plan
Vorsorglich ausgerüstet seine Bahn.
Vier Monde, und er sieht, wonach so lang' er schmachtet,
Ein einsam Eiland, rings von wildem Meer umhüllt.
Sein sind die Schätze all', die staunend er betrachtet,
Und seine Sehnsucht ist erfüllt. —
Nun, Alter, zähle stolz all' deine Kostbarkeiten!
Häuf' auf die müden Knie Glück, Gold und Edelstein!
Genieß des Alters Frucht, den Traum der Jugendzeiten,
Flicht Blüten in dein Silberhaar hinein!
Du warst bedacht, geschickt, voll Streben!
Jetzt stützt ein Stecken deinen Fuß,

Und um die welke Stirn, du müder Sieger, schweben
Schon düstre Schatten dir, des nahen Todes Gruß!
Wozu die harte Müh' voll Qualen, Not und Pein,
Was träumen wir so lang' von einem schönern Los,
Wenn unsrer Hoffnung Ziel, der rastlosen — allein,
Daß näher wir dem Grabesschoß?
Die Jugend, tatenfroh, lacht tollkühn und verwegen
Des Rats der Alten, sucht sich selbst den Weg zum
Segen.
Doch, sieht sie weise einst den Weg, den sie gesucht,
Ist ihre Zeit erfüllt, und zu spät kommt die Frucht!



Der Gelehrte und das Karnickel.

Hans Seidenhas', das Unglücksvieh,
Wurd' eines Tags zum Arzt geschleppt, — wußt' selbst nicht, wie!
Gelehrte haben harte Seelen,
Gott sei's geklagt: nur zu gern quälen
Sie manch unschuld'ges armes Tier,
Um ein Geheimnis so Mutter Natur zu stehlen,
Und bieten Blut als Bußgeld ihr. — —
So band auch dieser arge Mann
Klein Hänschen am Seziertisch an;
Doch Hänschen setzte sich zur Wehr.
Mit dem geklemmten Köpfchen hampelt
Und mit den Pfoten schlägt und strampelt
Es wie ein Teufelchen umher! — —
„Du dummes Tier!" — rief bös' der Arzt aus, „solch Krakehlen
Um ein elendes Stichlein hier!
Du feigste aller Hasenseelen,
Ach, wie unwissend, dumm, unwürdig scheinst du mir!
Denn quält' ich mich mit dir herum,
War's nur, ein wundervoll Problem zum Licht zu wenden,
Daß es Gesetz durch dies Kriterium.

Ach, würd'st du's nur versteh'n, es würd' dich selber
blenden! —
Doch, — was ich mit dir diskutier',
Zu hoch für dich ist's vorgetragen.
Daß ich nicht noch mehr Zeit verlier',
Laß mein Experiment mich wagen! — —
Dicht neben's Herz — nicht drein — piek' ich dies
Messer nur!
Dort aus dem Fleisch zwei Knöchlein schnitzl' ich! —
Dann ist vorbei die Prozedur,
Die, beim Hippokrates, zwar kitzlich,
Doch, weil ein gutes End' gewiß,
So harmlos wie 'ne Hammelschur! —
Denk', wie erhab'nes Werk du wirst durch die Tortur,
Und unser Ruhm — bedenk, auch dies! —
Beruht auf deinem Mute nur! —
Wie anders stehst du da als deiner Ahnen Seelen,
Die ohne Ruhm im Dunkel schwelen!
Denn für Sekunden Schmerzgeprickels
Wird uns — die unbekannt — man ewig preisend
zählen
Zu Förd'rern, Wohltätern des Menschen und
Karnickels!" —
Auf diese Red' voll Reiz und Köder
Biß Hans nicht an, der Schwerenöter! —

Er quietscht' und kratzte, schlug und schrie,
Daß der Professor froh, als er das störr'sche Vieh
Hinausgejagt aus seinen stillen Mauern! —
Ach! Hänschen sollte das noch lange sehr bedauern.
Statt Ruhms, Unsterblichkeit füllt nun — o Graus! —
Ein Kohlkopf nur sein Leben aus. —

Ihr kleinen Leutchen! Hört mich an!
Für euch geht dieser Schwank ins Weite.
Macht's, wie es dieser Has' getan,
So spart ihr mancher Sorg' und Pleite!
Hört nicht, wenn euch ein Herr der Welt
Vom Thron erzählt, was ihm gefällt!
Wenn Fürsten euch ins Ohr posaunen
Von Ruhmeswundern, Nachweltsstaunen!
Was sie als hoch und hehr euch preisen: Nachweltsehr',
Ist eitel nur und leer! — Ihr ringt darum zu schwer! —
Ihr armen Schlucker all'! Ihr Hab'nichtsvolk! Ihr Schwachen!
Laßt Fürsten doch allein Eroberungen machen!
Doch ihr, fanfarentaub, bedenkt, daß eure Kraft,
Daß nur der Kleinen Blut den Ruhm der Großen schafft! — —



Reineke als Richter.

Als Reinhart alt ward, grau und schwächlich,
Plagt' ihn die Reue sehr; daher
Wollt' er als Richter unbestechlich
Fortan sich müh'n in Zucht und Ehr'.
Die alte Märe nur: Verbraust die wilde Jugend,
Tauscht manch ein „schlauer Fuchs“ den Pelz und macht in Tugend.
So eilt der Büßer reuerfüllt
Zum nächsten Städtchen durch die Heide;
In den Talar er flugs sich hüllt:
Herm'linbesetzte rote Seide!
Wie würdig schaut er drein! Wie stand die Tracht ihm fein!
Man spricht vom Mann nach seinem Kleide,
Und im Gericht beiden Partei'n
Scheint, nichts an ihm dürft' anders sein.
Er flößt' in seiner ernsten Haltung,
In seiner Robe lichtem Schein,
Durch Schweigekunst wie Wortentfaltung
Bei des erhab'nen Amts Verwaltung
Die allergrößte Ehrfurcht ein.

Da kam ein Bauersmann, sein Leid ihm vorzutragen.

„Herr Richter!" hub er an zu klagen,
„Hier ist der Schurk', der Mörder; sieh
Den Dieb, den elenden, den frechen!
Entartet, undankbares Vieh,
Gesteh' dein fluchwürdig' Verbrechen!"
Das Tier, mit dem man so verfuhr,
War ein einfält'ger Hammel nur,
Den man in den Gerichtssaal zerrte!
Grimm schuf im Publikum die Härte.
„Ganz schön!" rief baß verdutzt der Richter.
„Erzähl' uns Zug um Zug die ganze Mordsgeschicht' er!"
„Lüg' ich, so tötet mich, Herr Richter, ohne Schonung!
Ich hatt' in meiner schlichten Wohnung
Fünf Hühnchen, ach, mein einzig' Gut!
Mein Schatz, mein Trost, mein Fleisch und Blut!
Die ließ ich in des Scheusals Hut!
Da komm', noch halb im Schlaf, in aller Herrgottsfrüh' ich
Heut' in den Hühnerstall, und — o! —
Was muß ich sehn'? Noch beb' und glüh' ich:
Der feige Mörder schnarcht dort roh,
Und meine Hühnchen, ach, erwürgt, die zarten, feinen!
Um nied'rer Lust und Gier zu fröhnen nur
Verschlang der Tiger all die Kleinen!
Doch wart'! Beim Styx bald soll'n gerächt sie scheinen.

Denn wir vertrau'n, Herr Richter, daß Ihr zur
Bestrafung solcher Schlechtigkeit
Übt strengeste Gerechtigkeit
An der verstockt'sten Schafsnatur!"
„O Himmel!" rief das Schaf. „Ihr wollt mich schuldig
sprechen?
O glaubt, uns Hammeln wär' unmöglich solch
Verbrechen!
Die Götter ruf' ich an: Hört, ich bin unschuldsvoll!
Nein! Vögel morden steht unserm Geschlechte nicht an!
Das seht Ihr mir doch am Gesicht an!
Die Hühnchen, die ich hier gemordet haben soll,
Muß als Gefährten ich beklagen,
Als beste Freunde, möcht' ich sagen!
Da hat ein Feind voll Niedertracht
In meines Herren Stall sich leise,
Bei Nacht vielleicht, nach Meuchelmörderweise
Durch's Gitter eingeschlichen sacht!
Weiß wirklich nicht, was dann geschehen.
Hab' nichts gehört und nichts gesehen,
So prächtig schlief ich heute Nacht!
Unschuldig ist mein Herz wie meine Lebensweise.
Werft mich den Geiern vor zur Speise!
Doch eine Ungerechtigkeit
Begeht Ihr, die zum Himmel schreit!"

„Was sagst du?“ rief der Fuchs, „Wer sollt' das fertig
kriegen:
Die ganze Nacht so still zu liegen
Mit zarten Küken Seit' an Seit',
Ohn' auch nur eines anzurühren?
Solch 'ne Versuchung muß verführen!
Wer's recht erwägt, sieht klar in diesem Streit:
So mächtiger Gefahr tritt keiner kühn entgegen.
Weiß Gott: ich selbst wär' unterlegen!
Der Fall ist klar, wenn man's bedenkt:
Du Mörder! Du wirst aufgehängt!“

Gerechtigkeit und Recht hängt ab von euren Richtern:
Drum sucht sie nie bei Bösewichtern!



Die beiden Vogelnester.

Im grünen, glückverträumten Wald
Lebt froh und frank, in Saus und Braus
Ein Finkenpaar, und jauchzend schallt
Ihr Sing und Sang tagein, tagaus!
Nur Ständchen und Schalmei'n und Triller, zart und fein
Und harfenrein Liebsmelodei'n
Vom Frührot bis zum letzten Abendschein!
Der milde Lenz bracht' lind, was sie so süß dort trieben . .
Doch, — alles, ach, zerrinnt, am schnellsten: Glück im Lieben! —
Denn Arbeit, Pflicht und Sorg' ruft nun;
Und froh, ihr Tagewerk zu tun,
Schwirr'n unsre fleiß'gen Maurersleut'
Durch Hagedorn und Buchenheck',
Zieh'n Zweig' und Halm', und was sich beut,
Mit Finkenfleiß in ihr Versteck. —
Und endlich ist das Nest gebaut!
So warm, vollkommen, traut, so weis' und kunstgerecht,
Wie Prokne sich's nie zugetraut,
Noch gar des Epigons Geschlecht! — —
Dicht bei dem Bau der Beiden schwatzen
Und kichern, quengeln keck ein Paar spottfroher Spatzen.

Sie nörgeln an dem Nest herum:
„Wozu solch prächt'ges Protzenhaus,
Rund wie ein Ei! Die Müh'! So dumm!
Als säh' nicht unsers grad' so aus,
Wenn wir nur dran gehängt so viel Brimborium!
Bei uns ging's anders: Eins, zwei, drei!
Ein bißchen Stroh! Schwupp war die Brut
In Dach und Fach und sichrer Hut,
Und uns vom Leib die Plackerei!" — —
So sumpften Spatz und Spätzin heiter. —
Was schert sie heil'ge Elternpflicht!
In ird'schen Lüsten schwelgt man weiter
Und denkt nicht — ach! —, wie nah' des Himmels Strafgericht!
Da braust Gewittersturm voll Zorn heran und biegt
Die Rüstern, daß sie ihm sich neigen,
Besät' die Erd' mit ihren Zweigen. — —
Eng an ihr schützend Nest geschmiegt
Wahrt Fink und Finkin gut die zitternd bange Brut,
Indes des Spatzenpaar's unschuld'ge Kinderschar
In ihrem schwanken Nest nicht mehr zu retten war,
Und auf dem Boden rann ihr junges, rotes Blut! — —
Ihr Tagelöhner, groß und klein,
Verlaßt euch auf die eignen Arme,
Nicht, daß euch zu befrei'n ein andrer sich erbarme! — —

Sorglosigkeit schafft Sorg' und Pein! — —
Noch eine Lehr' bringt dieses Stück:
Wie oft der Mensch, wenn er gesiegt,
Der bösen Eitelkeit erliegt,
Die ihn zermalmt im höchsten Glück! — —
Der Sturm ist kaum vorbei, da jubiliert und lacht
Und schwätzt und schwirrt und hüpft, keck, schadenfroh
und frei —
Das Finkenpaar! — „Juchhei!" erhebt's ein Prahl-
geschrei,
„Seht, wie wir unsre Brut bewacht!
Seht, wie's den andern schlecht ergangen!
Bei Prassen, Sumpfen und Geschwelge
Blieb keine Zeit für ihre Bälge!
Wir wahrten besser unsre Rangen!
Das ist 'ne Lehre für die Spatzen!
Hoch Arbeit, Fleiß und kraftvoll Schaffen!
Der Teufel hole die Schlaraffen!
O Götter! Straft die dummen Fratzen!" — —
Ihr armen Wichte, nicht zu stolz!
Denn, ach, wie Donnergrollen rollt's
Und tobt's im Tal! — Zum zweitenmal
Bricht los der Sturm mit neuer Wut! —
Rings zittert, bebt vor ihm das All! — —
Jetzt, Finken, schützt vor Tod und Qual

Solch Häuschen nicht als sich're Hut,
Schlägt drein des Blitzes Zornesstrahl! — —

Der Himmel — unversöhnlich — bringt
Die gleiche Trauer beiden Nestern! —
Des Gottes Blitz zu Boden zwingt
Halbheit und Hoffart, schlimme Schwestern! — —



Die Möwe und die Grasmücke.

Im Dünensand, an fernem Strand,
Schwätzt Möwerich und Grasmücklein:
Wie's steht und stand und allerhand,
Er — Fürst des Meer's — gurrt fein: „Du Kind, wie wär's zu zwei'n
Weit fort von hier, wo's öd und kalt, den Flug zu wagen?
Wer sich wie wir stützt auf so starke Schwingen,
Der braucht vor Sturm und Strudeln nicht zu zagen!
Auf! Laß dein Lied hell überm Meerglanz klingen!
Wir werden Wind und Wogen zwingen!
Reich ist die Flut an Wunderdingen:
Manch Wellenzäcklein birgt köstlichste Leckerei'n!
Dort kehren wir zu Rast und Kühlung ein!
Dann schwirr'n wir himmelan ins Blau
Und trinken Sonnenwein und Gottes Himmelstau!
Dies Abenteuer trägt auf ungeahnten Wegen
Dein Lied nach wenig Flügelschlägen
Dahin, wo Lüfte lind und lau,
Die Welt ein Duft, ein Wunderbau,
Wo edler sie das Lied, die Liebe treuer pflegen!"

So sprach die Möw'! Leichtsinnig flink
Hob Grasmücklein den Kopf begehrlich. —

Berauscht sah nicht das dumme Ding,
Wie weit das Ufer, wie beschwerlich
Die Reis' dahin, und wie gefährlich.

Das Meer, das weite Meer erschöpft' der Kleinen Kraft.
„Schau! Mach' es nur wie ich!" rief ihr ihr Freund entgegen.
„Sieh, wie gleich Windesspiel sich meine Schwingen regen!
Mut! Kindchen! Mut! Nur zu! Nur weiter! Mut! das schafft!
Land seh'n wir, eh' die Sonn' aufgeht!" —
Doch solch Gered' kam jetzt zu spät!

Es fiel ihr Flug, hinab, hinab!
Und eine Welle ward ihr Grab!

Ihr Möwen! Freunde mein! Bewahrt für euch allein
Der Schwingen kühne Kraft und euren stolzen Flug!
Und ihr, ihr kleinen Grasmücklein,
Fliegt nicht zu hoch! Bleibt unten klug!



Der Schmetterling.

Von Frühlingssonnenschein und Knospenduft umflossen
Hebt über Blüten halb erschlossen
Ein Falter stolz der Flügel Glanz,
Keck, schmuck und frank in tollem Tanz.
Für immer war er heut der dunklen Hüll' entronnen,
In die der Winter ihn gepreßt.
Voll Selbstgefallen und voll tausend Hoffnungswonnen
Liebt' er und ward geliebt! Welch Fest!
Doch, wie er naschend schwirrt, in Hecken süßer Rosen,
Die frischerblühten zu umkosen,
Sieht er mit einem Mal entsetzt:
Ein ungestalter Leib kommt kriechend angeglitten.
„Welch scheußliches Geschöpf, o Zeus!" ruft er, „o hätt'st
Du solche Häßlichkeit nie auf der Welt gelitten,
Die sich so kühn da zu mir setzt!"
'ne Raupe war das Tier, das ihn so arg verschnupfte;
Der Undankbare hatt' vergessen,
Daß, eh' er aus der Larve schlupfte,
Er selbst kein besser Kleid besessen — —
Doch, ach, des Himmels Zorn erweckt' er, der Großsprecher!

Mit Windeseile schoß ein Spatz herab als Rächer.
Ein Happ! — — Der Falter war verschlungen und
vergessen.
Das war ein ausgezeichnet' Fressen!

Zög' man die Lehr' aus diesem Falle,
So wär's, daß jeder Parvenü —
Doch — — leicht kennt man heraus sie alle; —
Drum spart man besser diese Müh'.



Die Biene und die Eidechse.

Ein harmlos niedlich Eidechslein
Schnarcht stillvergnügt auf einer Mauer.
Zur Mittagsruh' deckt warm es zu Freund Sonnenschein.
Doch Böses brütend lag das Schicksal auf der Lauer!
Schon kam ein kleiner Strolch, recht in den Flegeljahren!
Ein Blick! Und den Barbaren
Packt das Gelüst nach ihr, und er das Echsentier.
Stolz ruft er: „So! Dich hätten wir!
Nun strampel', hupf' und schlupf' nicht nach den Mauer-
ritzen!
Du wirst an sicherm Ort bald schwitzen!
Doch's wird so schlimm nicht sein, darum ergib dich drein!
Denn hör', in deinen Glaspalast
Lud ich, zu lindern deine Pein,
Zur Kurzweil dir noch einen Gast!" — —
Ein Bienchen war's — 'ne wilde Hummel,
Die tauberauscht auf einem Bummel
Dem Burschen in die Hand gesummt,
Wofür sie nun im Käfig brummt! —
Wie Echslein hier und Bien' Gemeinquartier bezieh'n,
Sieht lüstern unser Bub! Die Neuheit stimmt ihn heiter!

Doch, was uns eben göttlich schien,
Ist meist entschwunden und dahin,
Lockt in der Näh' die Sinn' ein neuer Kitzel weiter. —
Kaum ist der Knabe fort, entbrennt im Kerkerrund
Unbänd'ge Kampfsbegier, — bringt beide in Bedrängnis,
So daß sie todeswund nah' ihrer letzten Stund',
Und über Echs und Bien' schwebt' lauernd das Verhängnis!
Soll'n wir die Greuel all' erzählen?
Wie's Echslein grausam, ach, das Bienchen weich und wund biß,
Das sterbend ihr voll Haß den Giftdorn in den Schlund stieß? — —
Die Sonne ging zur Ruh', und mit ihr beider Seelen. —
„Die dumme Brut!" wird jeder sagen,
„Statt in dem Kerkerloch, in dem sie qualvoll schmachten,
Sich helfend beizusteh'n, — sich kämpfend abzuschlachten!"
Doch packen wir nicht grad' so uns am Kragen?
Ist diese Erd', auf die uns neid'sche Götter brachten,
Nicht auch ein Kerker voller Plagen? —
Strebt Hoffnung, Sehnsucht auch in unermessne Weiten,
Zukunft und Weltenraum sind fest vor uns verschlossen,
Und keines Kraft kann je die Grenzen überschreiten
Der einen Scholle Staub, der sein Geschick entsprossen!
Und doch, ihr Sterblichen, ihr Toren,

Die ihr vorm Weltall winz'ge Zwerge seid,
Wie habt ihr eure Zeit, das Köstlichste, verloren?
Seht: Schimpf und Schmach und Schmerz und Tod
Stürmt unablässig auf euch ein,
Und ihr denkt nur, wie ihr die Pein
Noch mehrt, die euch schon täglich droht!
Zählt all die Tränen, all das Blut,
Das nutzlos euren Launen floß,
Das euer Haß und Streit vergoß
Und eurer Waffen wilde Wut! —
Doch, wie ihr wollt! Nur zu! Was tut's dem Himmels-
schoß?
Was euch das Herz zerreißt, stört nicht die heitre Pracht
Und Ruh' der Sonn' im Strahlenschein! —
Ach, Blut und Tränen, fließt! — fließt! fließt! — —
Der Himmel lacht
Darum nicht wen'ger hell und rein! — —



Rabe und Papagei.

Ein Papagei schnarrt' krächzend seine Lieder.
Sein Herrchen war entzückt und tat, was Papchen wollt',
Was er vom Auge hell und hold
Des Klausners las im grünen Mieder.
Da schwieg er eines Tags, verstummt', o Mißgeschick!
Er, der sonst stets voll Heiterkeit!
Welch' Gram umflort' ihm wohl den schönen, goldnen Blick,
Wenn nicht die böse Einsamkeit? — — —
Da gab man ihm ein Rabenvieh,
Das sollt' ihm zur Erheit'rung frommen.
Ein Sittich-Weiblein hätt' viel lieber er genommen!
Doch wie man's möchte, kriegt man's nie.
Der Rabe war durchaus zu respektieren,
Ein Don Juan, ein Schäker schier,
Von Anstand und den trefflichsten Manieren,
Ein Rabenfürst, ein Kavalier!
Er hüpft, in Papchens Nähe sich zu schwingen;
Der sieht ihn mißvergnügt, entrüstet an und grollt
Und macht ihm ein Gesicht, als wollt' er ihn verschlingen.
Dann zieht er sich zurück und schmollt:
„Was ist denn das? Soll ich vor Ärger hier vergehen?

Verlor mein Herr ganz den Verstand,
Daß er den Kerl hier eingespannt,
Den Kaffer aus dem Affenland?
Sieht man ihn an, ist schon was Schlimm's geschehen!
Mein Magen hat sich umgewandt,
Bloß, weil ich ins Geglotz der Teufelsfratz' gesehen!
Ein schwarzer Vogel! Liebe Zeit!
Ein Leichenbitter trägt bei uns ein besser Kleid!
Wie ein Kadaver stinkt der Kerl nach Aas und Luder!
Ich glaub' gar, er verhöhnt mein Leid,
Der unverschämte Sonnenbruder!
Jetzt bin blamiert ich weit und breit!
Was nützen mir die schönen Lieder
Und meiner Sprache süßes Moll,
Wenn ich mit solchem Seifensieder
In einem Käfig schmachten soll!
Der Teufel hol's! Mir ist die Nachbarschaft zuwider!"

Nun hub der Rabe an, ihm ohne Blödigkeit
Die Zärtlichkeiten zu quittieren:

„O welche Aufgeblasenheit!
So kann ein Toller nur mit Putz sich ausstaffieren!
Potzsapperment! Ein Vogel grün!
Wie ihm am Leib die Federn blüh'n!

Die möcht' ich als Salat probieren!
Die Klau' so grabschig! 's Aug' so dumm!
Und gar die Nas'! O Gaudium!
All das vereint! O selt'ne Perle!
Und mich bedrängt man mit dem widerwärt'gen Kerle,
Dem Gaukler bucklig, schief und krumm!
Bei uns läuft sowas nicht herum!
Weit kommt er her, doch hierzulande
Zieht man sich sauber an, schlampst nicht in solchem Tande!
Mög' er sich heim in seinen Urwald scheren!
Uns bringt es keine Ehr', mit so was zu verkehren!"

Der Vögel Eitelkeit und die der Menschenkinder!
Nichts dünkt sich so gescheit und darf es minder! — —



Der Esel.

In heißer Sonnenglut, gerädert und zerschlagen,
Schleppt sich ein Esel ächzend durch den Sand,
Sein elendes Geschick, sein Unglück zu beklagen,
Vor dessen Schlägen nirgend Ruh' er fand.

Ins Fell von Striemen arg zerschunden
Schnitt ihm der Sattelriemen blut'ge Wunden.
Wie plagt ihn Hunger, Durst und — ach! — die
Einsamkeit:
Kein Freundesherze weit und breit,
Und sein Gemüt so überschwenglich
War doch wie irgendeins empfänglich
Für Seelentausch und süßer Liebe Lohn!
Doch nichts hat ihm sein Müh'n und Plagen
Und kühnes Wagen eingetragen
Als mitleidslosen kalten Hohn!

„Wozu in aller Welt hab' ich mich so geschunden?
O Fluch dem Tag, der mich gebar!
Auf dieser Erde wird fürwahr
Kein unglückseliger Geschöpf als ich gefunden!"

Doch, als er so sein Herz befreit', sieht er zur Seit'
Blutrote Beeren an den Hecken
Voll Gift, das sichrem Tode weiht. —
Doch bringt der Tod ihm keine Schrecken,
Erlösung nur vom Erdenleid! —
So frißt er, schwankt und stirbt den Tod, den selbstgewählten.
Das Schicksal, das dies Leben ihm vergällt,
Verfolgt ihn doch, raubt dem Entseelten
Die Ruh' selbst in der bessern Welt!

Denn kaum war sein Geripp' im Sande
Erkaltet, rief ein Mann voll Gier:
„Was für ein prächt'ger Balg! 'ne Sünde wär's und Schande,
Verkäm' dies Kapitalstück hier!
So zieht er flink dem Vieh das Fell über die Ohren.
Es wird gegerbt und ausgegoren,
Ein Kupferrund darum man schwingt:
Die Trommel klingt!

Das arme Ding, von Schicksalsschlägen
Um Ruh' und Leben einst gebracht,
Muß unter Schlägen noch sich regen
Und seufzen, weinen Tag und Nacht!

Die Ameise und die Grille.

Frau Ameis' speichert Schätze auf,
Häuft Gold zu Gold! Doch als Natur einst ihren Sold
Von ihr, wie jedem Tierlein, wollt',
Starb sie vor Ärger oben drauf! —
Klein Grillchen saß nicht weit, dacht' an kein Leid,
Zirpt' sorglos süße Liebeslieder
Und schenkte fast zur selben Zeit
Die heit're kleine Seel' dem lieben Himmel wieder! —
Da tat durch Heroldsmund der Herr der Himmel kund,
Daß, wer sein Erdenlos beschloß zu dieser Stund',
Sogleich vor seinem Thron erscheine
Im blauen Äthersaal, so sei's sein Wille. — —
Flink macht sich Ämschen auf die Beine
Und ihre Nachbarin, die Grille.
„Du kleine Grille, sag'", begann der Gott zu fragen,
„Was tat'st du auf der Erde Gutes?
Erzähl' uns ohne Bang' und Zagen
Dein ganzes Leben frohen Mutes!" — —
„Ach, sei nicht böse, Herr!" hub da das Grillchen an,
„Hab' keinem was zuleid' getan!
Kam mir auf meinen staub'gen Wegen
Ein glücklich Liebespaar entgegen,

Dann sang ich froh bald hier, bald dort,
Scheucht' manchem wohl die Sorgen fort. —
Doch bring' ich wenig mit hierher;
Bei Lieb' und Liedern, glaub', ward wirklich es nicht mehr!
Ich kannt' nicht Müh' noch Fleiß im Leben
Und denk' dir — straf' mich nur, o Herr! —:
Noch an dem dunklen Tor des Todes lacht' ich eben!
Doch ich bin arm und dumm, mein Ränzel ist fast leer!"
„Nun, Ameis', ist an dir die Reih'!" —
Die Ameis' sprach: „Ich fürcht' mich nicht!
Ich wußt' im Leben nichts von Lieb' und Singerei,
Doch kannt' ich Baukunst, Haushalt, Pflicht!
Ich hab' gespart und Not gelitten,
Auf weiter Fahrt mein Brot erstritten!
Und viel verwahrt mein Haus, das ich hoch aufgeschichtet,
Vom Keller bis zum Dach vorbildlich eingerichtet,
Und Tag und Nacht hab' ich gewacht,
Bis ich's vollbracht! —
Ich hab' mich nicht geschont, ob Schnee, ob Sonnenschein;
So nenn' ich jetzt vier Häuser mein!
Ich hoff', ihr lohnt mir gut mein Leben freudeleer;
Denn ich bin reich, o Herr, mein Ränzel, seht, ist schwer!"
Da kratzt sich Vater Zeus verlegen hinterm Ohr:
„Der Fall ist schwer, beim Höllentor! — —
Nun, Kinder, macht es hier genau so wie auf Erden!

Frau Hausbesitzerin, wir werden
Uns freu'n an eurer Hausfrau'npflicht!
Und du, klein Grillchen, sorg' dich nicht:
Mich soll dein heit'res Lied entzücken,
Und, was du willst, soll dich beglücken!"

Die Ameis' wollt' wohl schwach noch murr'n — — doch wer könnt' wagen,
Wo'n Gott ein Urteil sprach, zu knurr'n, sich zu beklagen?

* * *

Voll Freud' mein neu' Gedicht ich meinem Kind erzählte
— 's war wohl recht dumm von mir, weil es den Zweck verfehlte! —;
Da rief der kleine Schelm: „Ei, Vatting, sieh, wie fein!
So braucht man also hier doch gar nicht fleißig sein?" —
Was sollt' ich sagen? Doch die Mutter sprach geschwind:
„Nein, etwas andres meint dein Vater, liebes Kind! —
Sieh', Arbeit ist ein Glück, ein Kraft- und Freudenborn,
Kommt sie aus gutem Herz — doch sonst ein blut'ger Dorn! —
Die reiche, fleiß'ge Äms', die alle ihre Habe
Für sich im Speicher schloß, ist ein erbärmlich Ding! —
Die Grill', die gute Seel', sang, daß sich jeder labe,
Verschenkte, was sie hatt'! — Sag', scheint dir das gering?"

Knabe und Hündchen.

„Sieh, Vater! 's hilft mir nichts! O sag', was fang'
ich an,
Daß ich den schrecklich schweren Stein
Von seinem Platz beweg' und hoch ihn heben kann?
Sag', weißt du denn kein Mittel, stark zu sein?"
— „Dies Mittel, liebes Kind, wirst du vielleicht schon
kennen;
's ist ein Geheimnis, das ich später will dir nennen,
Fällt es zuvor dir selbst nicht ein.
Inzwischen nimm dies Hündchen zart und fein;
Du sollst zum Nachbardorf — du weißt den Weg —
es tragen!
Lauf' nicht zu schnell, halt' auf dich nicht,
Doch laß nicht fallen mir den Wicht,
Hier brauchst du wahrlich nicht wie vor dem Stein zu
zagen!"
— „Nein, doch was soll ich mich mit diesem Hündchen
quälen?
Was soll der kleine Hund nur für mein Ziel bedeuten?"
— „Tu', was ich sage, Kind! Laß morgen dir erzählen,
Wie er die Kraft stählt kleinen Leuten!"
Am nächsten Tag die gleiche Pein!

Denn immer noch sollt' Hänschen klein
Denselben Weg und ohne Zagen
Wie tags vorher sein Hündchen tragen!
Darauf war Hänschen nicht erpicht, der Bösewicht!
So ging es Tag für Tag, ihm's Leben zu versauern,
Bei Sonnenschein und Hagelschauern.
Da half kein Murren und kein Trauern!
Zum Spaß doch nicht ein Vater spricht!
Acht Monde endlos lang sollt' diese Plage dauern!
Und sieh: da ward es Hänschen klar,
Daß sein klein' Hündchen nun kein kleiner Hund mehr war.
Nein, 's war ein riesig Tier mit großen, grimmen Hauern!
Doch Hänschen trug es leicht, als wär's ein Fliegenhaar.
Wie hätte solche Last er vordem können zwingen?
Jetzt wußt' er, welchen Lohn Gewöhnung, Übung bringen!

Wer seinen Trieb zu zügeln weiß
Und seine Urkraft klug verwendet,
Hat bald in sich um kleinen Preis
Den Weisen und den Held vollendet!



Der Mann und der Kieselstein.

Er saß am Wegesrand, ein Steinchen in der Hand,
Das schaut er wütend an in schmerzerfüllter Muße,
Dann sieht er sanft zu seinem Fuße,
Der nackt und wund im Staube stand.
„Was suchst du, ekler Stein, in meiner Staatssandale
Und wagst dich gar an mich heran,
Schneid'st in die Ferse frech mir blut'ge Wundenmale,
Die ich nicht ohne Qualen sehen kann?
Verwünschter, winz'ger Wicht, du, lern' mich kennen,
Den Boten des, den Herrn der Herr'n sie nennen!
Fern harrt der Großwesir jetzt mein! —
Ein ganzes Volk in Angst und langer Wartepein
Seufzt schon nach mir vier lange Tage,
Da ich des Reiches Heil und Rettung mit mir trage!
Und nun hält mich in meinem Lauf
Der hinterlist'ge Stein unter der Ferse auf!
Ein Kiesel schafft mir solche Nöte!
Wenn doch noch wenigstens als Prüfstein meines Mut's
Ein Hindernis sich der beherzten Seele böte,
Das wert des Sieges und des Blut's!
Steilstürze, Schroffen, Felsenhaufen,
Wolf, Adler, Geier, Schlange, Leu,

Barbaren, die den Speer gezückt, mit mir zu raufen! —
Doch Schöpfungsabschaum nur und windverwehte Spreu!
Dies lächerliche Nichts aus namenlosen Splittern
Wagt's, einem Herkules das Leben zu verbittern!". — —

Der arme Kiesel fand kein Wort zu solcher Schand'!
Und wieviel hätt' er ihm darauf erwidern sollen!
Den Mann verwirrt' sein stummes Grollen,
Den König aus dem Schattenland,
Der glaubte, daß sein ärmlich Leben
Die Welt bezwungen und in seine Hand gegeben!
Was nützt' dir's, Wind und Wog' zu zwingen, Fürstlein klein,
Daß kühn dein Schiff durchkreuzt die schwanken Wüstenei'n?
Wozu des Himmelsdoms Geheimnisse ergründen?
Der fernen Sterne Lauf erforschen und verkünden?
Seh'n, wie im Menschenleib des Lebens Pulse geh'n,
Und in des dunklen Tods schrecklich Geheimnis späh'n?
Wozu der Gletscher Gipfel überschreiten?
Dem Blitz entreißen seine Glut
Und tiefen uferlosen Weiten,
Was unterm Blau des Meeres ruht?
O, König, bist du nicht blutleerer als ein Schatten?
Dein Leben gleicht der Flut, die rollend rasch verrauscht:

Zum harten düstern Fels eilt zäh' sie ohn' Ermatten,
Der aus der Nacht sich hebt und harrend ihrer lauscht!
Der Mensch, der Woge gleich, ertrinkt in einem Wahne!
Stets trotzt ein Fels dem Müh'n und Ringen freudeleer!
Kaum glaubt er, daß sein Gott den Weg zum Ziel ihm
bahne,
Eilt hastig er und seufzt, versinkt und ist nicht mehr!



Die Störchin und der Fuchs.

Als Mutter Storch, die vielbegehrte, und Herr Reinhart
Vergessen ihren Streit samt seinen Jugendsünden,
Wo ihnen Schuld und Schand' gemein ward,
Sah man die Alten sich in Freundschaft treu verbünden.
Sie hatten gar im Frei'n ihr täglich Stelldichein,
Daß man schon tuschelt rings im Wald: „Was mag das sein?“
Einst — Mutter Storch erzählt' mit langem spitzen Schnabel
Von endlos langer Fahrt und kühnem Flug 'ne Fabel:
Wie viele Völker ihr zu Füßen schon gelegen,
Wie manches fremde Dach und Meer beglückt ihr Segen,
Wie sie ihr Nest gebaut auf manchem sünd'gen Babel! —
Der andre hört's und seufzt nur stumm.
Doch endlich spricht er: „Du verzeihst!
Hält, Beste, mich auch drum dein schönes Aug' für dumm,
Hat dich das Wunderland auch immer gut gespeist?
Was du erzählst, zu Herz geht's mir!
Nur — sind die Hühnchen dort so süß und zart wie hier?“



Wer will borgen, komme morgen!

Man muß wahrhaftig dreist und unverfroren sein,
Die Märe von dem Wirt, dem heitern, gutgelaunten,
Noch einmal in die Welt zu schrei'n,
Vor dessen Tür' die Leute staunten
Ob eines großen Schilds: „Hier morgen Frühstück frei!"
Dahinter schien man wohl geborgen!
Und durch der Dorfstraß' Einerlei
Schwankt's Schild im Winde wie die Hoffnung auf das Morgen.
Hans war gerade damals dort
In einem fürchterlichen Dalles!
In seiner Börse fehlte alles!
„Heil!" rief er, „hier ist Zeit und Ort
Zu guter Rast gegebenen Falles!"
So kehrt er ein. — Statt langer Rederei
Verlangt er barsch ein Bett und schnarcht bis zum Erwachen.
Beim Frührot steht er auf und spricht zum Wirte: „Ei!
Heut' will ich mal 'ne Zeche machen,
Wo hier das ganze Frühstück frei!"
„Frei?" rief der Wirt, „hast du das Schild genau betrachtet?

Heut' zahlt hier jedermann, was er verzehren kann!
Heut' hab' ich's Glück noch nicht gepachtet!
Willst du beim Wort mich nehmen, Mann,
Komm' morgen wieder, Freund, und frag' noch einmal an!"
Da wußt' der arme Kerl nicht recht, wie ihm geschehen.
So ist der Lauf der Welt, wie hier die Dinge gehen!
Heut' scheint's, als ob mit uns das Schicksal böse wär'.
Voll Trauer, Leid und Not, Enttäuschungen und Sorgen
Drückt's wütend auf uns schwer. Die Welt ist freudenleer!
Doch wieviel Hoffnung harrt schon morgen!
Dann gibt es keine Träne mehr,
Zum Segen muß sich alles wenden!
Wie sieht voll Neid auf uns die Welt rings um uns her,
Und den erhofften Ruhm hält jeder schon in Händen!
Was ficht's uns an, ob Not uns quält und Pein,
Wenn uns die Zukunft Trost verkündet?
Wenn ew'gen Blütenlenz stets neu zu prophezei'n
Der Hoffnung holder Wahn sich lächelnd uns verbündet,
Uns auch in Tränen treu zu sein?



Jupiter und der Landmann.

Als Götter noch und Menschenkind auf Gruß- und Duz-
fuß standen,
Klagt eines Tag's ein Bauersmann:
„O Jupiter, sieh an die Not in unsern Landen!
Wie ich mich plagt' und müht', ich stets nur Frucht
gewann,
Von einem Fleckchen, das mein Arm umspannen kann!
Ach möcht'st du gnädig doch geruh'n,
Auf meine Not 'nen Blick zu tun
Und mich aus Sorg' und Pein erbarmungslos befrei'n!
Warum sollt' ich, was ich gern möcht', nicht sagen?
's ist ja nicht Gold und Edelstein,
Nur 'n Stückchen Land, das Frucht kann tragen!
Dann wär' ich froh und aus mein Klagen!
Sag', kann ein Mensch wohl anspruchsloser sein?" —
Herr Jupiter war grad' in bester Gebelaun'.
Sprach zu dem armen Tropfe: „Traun,
Wenn du die Arbeit so verehrst,
Führ' ich dich gleich auf reiche Au'n,
Zeig' dir ein Land, wie du's begehrst
Und schenk' zu Erb- und Eigentume
Dir nicht 'ne winz'ge Erdenkrume,
Nein, — von dem ries'gen Land, soviel an einem Tag

Vom Morgen bis zur Nacht dein Fuß umkreisen mag!“
So sprach der Gott, entschwand in Wolken weltenthoben.
Der Bauer fühlt sich mit Behagen
In fernes Land, das sehr zu loben,
Drin Milch und Honig fließt, hoch durch die Luft getragen.
„Das ist kein Traum und auch kein Spaß!
Beim Zeus, die reichen Felder hier!
Und, lauf' ich ohne Unterlaß,
Gehört das schwere Gold all dieser Garben mir!
Drum mutig vorwärts! Auf! Ich schwöre,
Solang' das Tagsgestirn am Himmel scheint, erbeute
Ich — beim Olymp, der mich erhöre, —
Dies endlos weite Land voll Glück und Gold noch heute!“
Begehrlich eilt sein Blick durchs wogende Gefild',
Darin das schwere Korn der Ähren rauscht und schwillt,
Wie eine Well' im Windeshauch! —
Welch unermeßlich Glück! Rings unabsehbar schier!“ —
Und polternd weiter stürmt in hoffnungstrunkner Gier
Vorbei, vorbei der Gauch!
Er läuft und läuft! Schon strahlt nicht mehr
Die Morgenröte, wie bisher;
Von Phöbus' Sonnenwagen sprüht
Sein Feuerlicht herab und sticht und sengt und glüht! —
„Noch mehr so reiches Feld! Noch immer fette Weiden!

Und mein die Wiesen all' die bunten!
Bestähl' ich mich nicht selbst, wollt' ich mich schon bescheiden,
Lief ich nicht bis zum End' dort unten!" —
Und immer eilt' die Sonn' dem Nimmersatt vorauf!
Der schaut sich um und staunt, wie weit ihn schon sein Lauf
Von jener Stätte trug, wo er den Weg begann.
O Götter, käm' zu spät er an!
So jagt er denn und hetzt sich atemlos,
Durchmißt mit Riesenschritt die Eb'ne, riesengroß.
Sein aufgeregtes Herz pocht laut! Dem wird's zu viel!
Doch, was tut solch ein Schmerz, kommt er zurzeit ans Ziel?
Da sieht entsetzt er, wie die Sonne untergeht! —
„Nur weiter! — Schneller! — Schnell! — Nur schnell! Sonst wird's zu spät!
Mein Reichtum winkt so klar!" — Da fällt erschöpft der Narr
Auf seine Schätze, tot und starr! —



Lilie und Kartoffel.

Die Lilie stand mit der Kartoffel
Auf einem schmalen Beet. Da sprach die Schlanke:
„Stoffel!
Was suchst du so dicht neben mir?
Du Plumpe, du Verwachsenstiel'ge,
Wie paßt dein dicker Bauch zum zarten Leib der Lilie,
Und deine Kellersippschaft schier
Zu meiner vornehmen Familie?
Zeugt nicht mein keusches Blaß von Adel, Hoheit,
Schwung?
Wie meine Krone, strahlt kein Schnee auf
Gletscherzinnen!
Und da wagst du, du jämmerlicher Strunk,
Mit mir dich zu vergleichen? Sag', bist du von Sinnen?
Bänd' nicht ein trauriges Naturgesetz dich, Kloß,
Gleichmachend dich und mich, an dieser Scholle Schoß,
So spräch' ich: Heb' dich fort! Dein Anblick ist mir
greulich!"
„Mehr als die Schönheit ist an dir auch nicht erfreulich,
Und Tugend soll, Prinzeß", fiel stolz die Dicke ein,
„Nicht nur zu finden sein, wo schön der äußere Schein!
Dein Glanz nützt keinem was, du Puppe!

Vergänglich eitler Tand, im Augenblick verpufft!
Von Suppe lebt der Mensch und nicht von Schein und Duft,
Und ich, ich geb' gesunde Suppe!"

Die Lilie war zu stolz! Zu stolz soll keiner sein!
Doch hat das häßliche Gemüse recht? — O nein!
Geweihte Wohltat ist die Pracht der Welt, die hehre,
Schönheit von Feld und Meer und Wäldern ewig jung,
Das Stahlblau kühler Flut, der Lilien keuscher Prunk,
Der Rosenduft, der schwüle, schwere!
Ihr Schwäne, die ihr sacht tiefblaue Seen durchrauscht,
Ihr Adler, deren Schwing' kühn kämpft im Sturm der Lüfte,
Du Sänger süßer Nacht, dem stumm die Liebe lauscht,
Du schönes, reiches Land, wo heiß die Pulse schlagen,
Laßt Früh- und Abendrot der trunknen Seele sagen,
Wie voller Jugendkraft Gott täglich Wunder tut!



Die Gründlinge.

In einem friedlich stillen Teich
Seufzt eine Gründlingsschar von Tod und von
Gefahren:
Ein Angler triebe sie zu Paaren,
Und einer rief: „Er schwur, er fing' uns allzugleich!
Schon mit dem Frührot kommt er, uns zu plagen,
Setzt sich ans Ufer, und bald ragen
Uns prächt'ge Leckerei'n verlockend überm Haupt,
Wodurch die Liebsten uns er frech verführt und raubt.
Wie bringen wir die Wut des Teufelskerls zum
Schweigen?
Wir müssen, Freunde, Mut, ein bißchen Mut nur zeigen!
Bei solcher Schändlichkeit hilft Widerspruch nicht weit!
Vereiteln können wir der Menschen tückisch Treiben,
Wenn wir, wie wir jetzt sind, nicht bleiben:
Ertöten wir in uns nur die Gefräßigkeit
Und die gemeinen Völlereien!
Ein jeder möge sich kasteien!
Flieh'n wir der Köder trüg'rischem Bereich!
Beim Gott der Flut, ich rühr' nicht einen an im Teich!"
So sprach mit zornigem Gebaren
Erregt ein Gründling, grau an Jahren.
Er sprach beredt und höchst gescheit.

Und zum Ersticken drängt sich's Volk der
Gründlingsgeister
Und strampelt, flucht und schreit und übertrumpft den
Meister.
Man sprach die Massen an. Man schwur auch manchen Eid,
Gelobte für die Ewigkeit. —

So naht der Augenblick, den Umschwung kühn zu zeigen.
Des Anglers Rute schwankt behaglich auf der Flut,
Ins Naß den leckersten der Köder sacht zu neigen,
Wo lockend er im Schilfrohr ruht. —

Wie haben tugendhaft sie da Reißaus genommen!
Doch einem tut's bald leid! Rasch kehrt er um! O Neid!
Ein zweiter ihm zur Seit',
Ein dritter kommt geschwommen.
Der alte Redner selbst folgt ihrer Spur beklommen,
Und kecker noch als je sie war
Zieht muntere, verwegne Kreise
Die tolle ausgelass'ne Schar
Um ihre trügerische Speise.

Kein Fischlein widerstand. So trieb mit leichter Hand
Sein Spiel der Angler nur noch schnöder
Und lockt auf den verhängnisvollen Strand
Die Opfer dutzendweis mit seinem Köder.

Der Haarkünstler.

Ein Haarkünstler im Baderkittel
Pries laut vorm Laden seinen Kunden:
Er hätte jüngst entdeckt ein neues Haarwuchsmittel,
Das vom Patentamt selbst als erstklassig befunden!
„Dies“, rief er, „bannt die unsel'ge Verheerung,
Die Übermut, Schlaflosigkeit, Entbehrung
Auf manches edle Haupt gebracht,
Vereint, was nützlich ist, mit dem, was Freude macht!
Es linderte die Not manchem gekrönten Haupte,
Das der Verzweiflung nah sich glaubte,
Weil ihn der Liebesgott entlaubte,
Und er nicht kahl sein wollt' wie 'n Aal!
Und Wünsche, still und heiß, erfüllt es ohne Zahl!
Verlaßt ihr unser Haus, tragt ihr der Schönheit Stempel!
Ihr seid hier wie in einem Tempel! —
Und alle Schönen schau'n! — Drum kauft! Ihr dankt mir dies!
Mehr Lob wär' überflüssig nur!“ —

Nun hatte der, der so sich pries,
Wie durch ein Wunder der Natur
'nen Schädel kahl wie 'n Hühnerei.
Kein Flaum und keine Spul' dabei.

Eine Kunde sprach: „Dank Eurer Pflege
Ist hier jetzt überall ein heft'ger Haarwuchs rege!
Nur noch auf Eurem eignen Haupt
Sieht man kein einzig Härlein prangen!
Habt Ihr denn nicht, — wenn Ihr dran glaubt, —
Mit Eurem Kopfe angefangen?"



Der Bazillus.

„Da hätten wir dich nun, du Unglückswurm der Armen!
Du Taugenichts! Du Tunichtgut!
Vorm Mikroskop gilt kein Erbarmen!
Jetzt halt' ich dich in sichrer Hut!
Was half dir's, winz'ger Wicht, so feig dich zu verstecken
Im Riesenschoße der Natur!
Ich ahnt' dich lang', fand deine Spur;
Jetzt kenn' ich dich und deine Schrecken!
Was uns an dir bisher nur dunkles Rätsel war,
Wie du entstehst, vergehst, Gesetze tief verborgen,
Das alles liegt haarklein vor mir jetzt sonnenklar!
Die ganze Welt erfährt's und neidet mir es morgen.
Denn diese Siegesbotschaft bringt
Aufs neu' Beweise, daß die Klarheit
Des Menschenwissens schier ein jedes Hemmnis zwingt,
Und alles sich vor ihr erhellt zu lautrer Wahrheit!"
So sprach einst ein Professor weltbekannt,
Gleich stolz auf den Erfolg wie auf Talar und Brille,
Zu einem winzigen Bazille,
Und Stolz erfüllt sein Haupt wie schwüler
Weihrauchbrand. —
Doch von dem Sieg zu sehr begeistert,
War seinem Späheraug' entgangen,

Daß jener Wurm, den er gemeistert,
Mit ihm den Kampf jetzt angefangen.
Denn durch ein unsichtbares Löchlein
Schlüpft' in sein Fleisch das schlanke Ding,
Verseuchte erst ein kleines Knöchlein
Und dann den Leib, der 's weich umfing.
Zu Ende geht's, wo es begonnen!
Noch war, was hemmen könnt' den Lauf,
Nicht aus dem Wissensschatz gewonnen! —
Der Sieg'sgewisse starb hilflos am Tage drauf. —

Uns aber mahnt sein Leid, daß selbst, wer Großes spendet,
Nie zur Bescheidenheit zu groß und zu vollendet!



Der Geier im Wasgenwald.

Ein alter Geier saß an eines Berges Rande,
Dess' Schatten morgens Frankreichs Lande
Und deutscher Saaten Grün abends weithin bedeckt,
Fragt' seine Brut, die schon die Hälse hungrig reckt:
„Hört, Kinder, diese Welt birgt Schätze ohne Maß!
Doch, kleine Schlemmer, kennt ihr hier den schönsten Fraß?
Das allernahrhaft'ste Gericht,
Das auserlesenste? Sagt, kennt ihr's nicht? —
Ich hab's voll Wonne einst geschleckt manch liebes Mal!
's ist warmes Menschenblut, ihr zuckend Eingeweid!
Danach schmeckt alles andere schal! —
Ihr wißt doch überdies aus eurer Schülerzeit,
Wie Zeus einst unserm Ahn, — um so ihm zu gefallen —
Promethen hat serviert als leckren Dauerschmaus,
Und unser Stammvater dran fraß tagein, tagaus?
Ja, Menschenfleisch ist zart, das saftigste von allen!"

Da sah'n erstaunt sich an die kleinen Geierlein:
„Du bind'st uns Bären auf! Das gäb' ein schönes Fest!
Das frische Menschenfleisch schmeckt sicher riesig fein;
Doch meinst du, daß der Mensch sich das gefallen läßt?
's ist wohl ein Mahl voll Würz' und Kraft,
Doch ist's ein höchst gefährlich Essen,
Und eines darf man nicht vergessen,

Eh' man's auf unsre Tafel schafft:
Den Donner, den der Mensch vermessen
Uns nachwirft wolkenhoch, daß er zur Erd' uns rafft!"
Der Alte hört's, wiegt ernst das weise kahle Haupt:
„Da seh' ich, was ihr noch für kleine Gänse seid!
Die dumme Kinderangst! Seid mut'ge Geier! Glaubt:
Des Menschen schönstes Mahl wird euch von ihm
geweiht!
Nur haltet euch recht fern von seinen Weideplätzen,
Wo seine lieben Hammel steh'n!
Von dort möcht' er euch bald verjagen, euch verletzen!
Es ist ein andres Wild, nach dem wir Geier späh'n!
Nur Hammel, Puten? Nein! Und Küken? Pfui,
welch Fraß!
Weit bess'res ward für uns entdeckt!
„Krieg" nennen sie's und „Aderlaß"!
Was das für Braten gibt! Glaubt mir, ich hab's
geschmeckt!
Trotz eurer Angst sag' ich: die Waffen
Des Menschen haben uns 'nen Freund in ihm geschaffen,
Wie's Geiervolk zuvor 'nen bess'ren nie besaß! —
Ein Weilchen nur Geduld! Dann Kinder, könnt ihr
schau'n:
Die einen zieh'n von hier auf schneebedeckten Pfaden,
Durch Schluchten andre und durch Au'n,

Bis sich die grimmen Scharen stau'n,
Und, wie Lawinen brüll'n, es tobt von Kanonaden!
Wild sprengt zusammen Hauf' auf Hauf',
Und Ströme Blutes tun sich auf! —
Ihr haltet euch indes in hohem Horst verborgen
Und wartet fein und fliegt nicht fort!
All' dieser Lärm und Haß und Mord
Ist prächt'ger Leckerbissen Hort!
Ein Monat ohne Nahrungssorgen!
Und kommt der Abend, hören wir
Der Siegsfanfaren Hall in unserm Felsquartier,
Des Siegers Hörnerklang! — Zu drollig diese Leute
Denn, wer auch Sieger sei, unser ist stets die Beute!
Für uns bleibt, wer da fällt, wer zu blutgierig stirbt!
Für uns in Schluchten rings, auf Feldern und in Hecken
Der Wunden warmes Blut, gespalt'ne Schädeldecken,
Und Leichen Leib auf Leib, in Haufen hochgetürmt! —
Und kommen, reinen Tisch mit unserm Mahl zu machen,
Ein paar verweg'ne Kräh'n und Raben noch geflogen,
Seid großmütig und wohlerzogen!
Mehr als acht Tage frißt man an den Sachen! —
Nun Kinder, kurz zum Schlusse hört:
Das Tier, das innigst uns verwandt,
Auf das in Not der Geier schwört,
Der ‚Homo sapiens' wird's genannt!"

Zypresse und Rosen.

Ein schönes junges Weib, die ihren Mann begraben,
Sucht Zuflucht an dem Grab, darin er friedlich ruht,
In heißer Tränen Opfergaben,
Dem letzten Trost für schmerzverzagten Mut.
Doch sie, die Lieb' und Liebreiz noch umkosen,
Bang' vor der düstern Pracht des Tod's, in der sie fror,
Trug sonnenwarme Purpurrosen
Wie Lebensgluten in des Todes schwarzem Flor.
Die Rosen riefen: „Seht, wie voll und schwer wir strahlen
In unvergleichlich reicher Pracht!
Und unsres Blut's glutrote Schalen
Funkeln wie Sonnenschein in diese Grabesnacht.
Doch die Zypresse dort voll Schmutz, die, uns zu ehren
Den Staub küßt und so freundlich tut,
Und neidisch schielt, hält wohl für gut
Des Kirchhof's Trauerkleid ums eigne zu vermehren!
Welch ein verdrießliches Gewächs!
O Götter! Nein, das heißt die Seinen seltsam ehren,
Grüßt sie als letzter Gruß solch' Staub- und Schmutzgeklecks!
Der ärmste Tote, der statt aller Lieb'sbeweise
Nicht mehr erhielt zur Fahrt ins Tal

Als diese magre Blätterspeise!
Käm' er zurück von seiner Reise,
Er stürb' vor Freude noch einmal!"
Doch die Zypresse hört's geduldig, konnte warten.
Sie war ein Philosoph und schwieg.
Der schönen Worte Phrasenkrieg
Besiegt und bessert nie die in sich selbst Vernarrten.
Auch sah sie ein Gewölk im stillen Abendrot
Am Horizont, das schwarz und groß voll Unheil droht.
Und plötzlich stürzen wilde Fluten
Vom Himmel aus dem Schoß der Wolke voller Wut,
Zerschmettern prasselnd all' der Rosen Purpurgluten,
Die sich gebenedeit in eitlem Übermut.
Das Haupt gebeugt, nach Regen lechzend,
Hielt die Zypresse stand, die Nacht im Sturme ächzend.
Doch als der junge Tag entstieg der Nebelflut,
War keine Rose mehr, wo sie so stolz geruht!



Schildkröte und Skorpion.

Schildkrötlein hatt' es satt, dies langweilige Leben
Im öden Ahnensitz! Drum auf die Reise flink
Rund um die Welt tät' sich's begeben,
Trollt' munter seine Bahn, so gut es ging.
Und Pläne riesengroß wälzt in dem kleinen Hirne
Das abenteuerlust'ge Ding.
Da bietet ihr ein Bach die Stirne.
Wie manche wär' verzagt! Doch birgt als Talisman
Sie hinter ihren Panzerringen,
Was ein gelahrtes Weiblein kann.
Sie hat mit Fleiß studiert, die Wogen zu bezwingen,
Und steigt vergnügt und froh ins kühle Naß hinein.
Da hört sie neben sich ein Männlein kläglich schrei'n:
Ein Krustentier, behörnt, abscheulich anzusehen,
Wehklagt, als sollt' die Welt vergehen:
„O hartes Los! Welch Hindernis!
O grausames Geschick! O feindliche Gewalten!
Ich kann nicht vorwärts mehr! Mir ist der Tod gewiß!
O, helft mir, Freundin, mich erhalten!
Durch dieser Wasser Pein trägt Euer Schild allein!
Wollt Ihr so gütig sein, mir Eure Hilf' zu leih'n!"
Schildkrötlein, gutmütig, ließ arglos sich umschlingen
Und dacht' im Leben nicht daran,

In welche Not der kleine Mann
Zum Dank dafür sie könnte bringen!
In keckem Satz das Sporntier springt,
Sich auf sein willig Roß zu schwingen.
Und durch die Flut das Pärlein dringt,
Well' auf, Well' ab, wie Wogenschweben. —
Fast ist der Bach durchkreuzt, das andre Ufer winkt,
Kaum hört man flüsternd noch der Wellen leises Beben,
Da hält entsetzt die Schildkröt' an:
Es knarrt in ihren Panzerringen,
Und krachen fühlt sie's dann und wann,
Als sollt' ihr Dach und Leib zerspringen!
„Was ist denn das?" — „Ach, nichts! Nur immer weiter,
flink!"
„Nicht eher, als ich weiß, welch ein Geräusch so peinlich,
Aufreizend, drohend mir durch alle Nerven ging!"
„Nun, Beste, hört: das ist's wahrscheinlich,
Daß ein Skorpion jetzt auf Euch schwebt,
Der ein Experiment erstrebt:
Ob's seines Stachels Kraft gelänge,
Daß Euer Panzerkleid er Euch vom Herzen sprenge!" —
„Was! Und Ihr scheut Euch nicht, das Gift, das in
Euch lebt,
Auf Eure Rett'rin zu entladen?" —
„Euch schützt doch Euer Haus! Was zagt Ihr da und bebt!

Dem wird mein Gift gewiß nichts schaden!
's ist ja nur ein Versuch!" — „Probier' beim
Fischgeschlecht!
Wirst auf dem Meeresgrund vielleicht noch mehr voll-
bringen
Und seh'n, wie rasch sich Undank rächt!"
Sie sprach's und taucht', bis ihm die Sinn' vergingen.



Der Taschenkrebs.

Ein Knab' stolziert' am Strand, vom Vater treu behütet.
Die Flut hatt' an dem Tag grad' fürchterlich gewütet
Bei all' dem kleinen Volk der Unterseebewohner.
Ach, leider tragen die nicht panzerharte Schoner,
Und, roll'n ihr Kießgeröll die Wogen dumpf heran,
Bleibt manches arme Wild voll Narben auf dem Plan!
Raufbolde gibt's dort auch, und oft zerfleischen sich,
Grad' wie bei uns es Brauch, die Krebse fürchterlich,
Der Menschen weises Tun nachäffend Tag und Nacht, —
Doch hat's kein Krebskomment so weit wie wir gebracht!
Was sie zum Streite ruft, ist Hunger nur, der grimme,
Nicht edle Kampfbegier, — des Ruhm's, der Ehre
Stimme! —
Nun kurz: mit Trümmern war weithin bedeckt der
Strand.
Da sah'n mit einemmal im öden Dünensand
Die beiden Wandersleut' auf einem Flugsandhaufen
Ein Taschenkrebslein froh vor ihren Füßen laufen.
Es bäumt sich auf und hebt wutschäumend hoch die
Scheren,
Zeigt tückisch drohend an, es woll' sich tapfer wehren.
„Halt, Freundlein!“ ruft das Kind, „Was lauft Ihr so
geschwind?

Paßt auf, wie stark wir sind! Daß Ihr nur nicht
entrinnt!"
Rasch greift er einen Stein und schwingt das
Mordgeschoß
Aufs Krebslein, dessen Glück so heftig ihn verdroß.
Doch als er ausholt, hält der Vater streng ihn fest:
„Daß du mir ja dem Vieh nichts tust und 's laufen läßt!
's hat dir kein Leid getan! Nur leben will das Viehchen!
Tu du ihm auch keins an! Laß in sein Loch es kriechen!
Uns kniff's doch nicht ins Bein! Sieh' wie es
harmlos ist!
Du kannst gerecht auch sein, wo du der Stärk're bist!"
„Ei, Vater!" rief der Sohn, „Dein Mitleid ist zu groß!
Was ist der kleine Punkt im ries'gen Weltenschoß?"
„Ein Nichts ist er darin: doch glaub', nicht seinetwegen
Will zarteres Gefühl ich heut' in dir erregen, —
Kein Schatten einer Schuld soll deine Seel' beflecken!
Sieh', Henkern gilt es gleich, wen sie zu Boden strecken:
Dir hat die holde Wonn' der guten Tat gelacht:
Dein kleiner Krebs hat froh sich aus dem Staub gemacht!
Dies kleine schlichte Ding wird als lebend'ges Zeichen
Von deiner Güte nie dir aus der Seele weichen! —

Ja, Kind, und schaust du jetzt auch spöttisch zweifelnd
drein,

Sorg', daß dein junges Herz stets edel bleib' und rein,
Daß es der Armen Wohl stets übers eigne setze! —
Wahr' den Besiegten stets der Nächstenliebe Schätze!
Wohin dein Schicksal dich auch eines Tages stellt,
Die ew'ge Liebe bleibt das höchste Gut der Welt,
Und Gutes tun, ob so man wohl, ob schlecht man fährt,
Ist's einz'ge Glück, wodurch das Leben lebenswert!"



Die Sandkuchen.

Am blendenden lachenden Strande
  Wie dehnt sich das Meer so weit!
Da spielen die Kleinen im Sande.
  O köstliche Ferienzeit!

Wie glitzern hier Augen und Wangen!
  Wie lachen und jauchzen die Froh'n!
Und Burgen bauen die Rangen,
  Als sollten den Wolken sie droh'n!

Da hart an der Grenze des Landes
  Wird wacker ein Sandwall gebaut!
Bald trotzig zum Schutze des Strandes
  Ein Schloß in die Wogen schaut!

Doch sputet euch, munt're Gesellen!
  Schon zeigt sich die Flut auf dem Plan!
Schon eilen die ersten Wellen
  Wutschäumend den Burgwall hinan!

Jetzt flink! Keine Kräfte sparen!
  Frisch alle ans Werk! Nur Mut!
Wie wächst uns der Mut in Gefahren! —
  Seht näher und näher die Flut!

Und Welle und Welle kommt trunken
Und bröckelt am Wall, bis er sinkt!
Und bald ist die Burg versunken
Im Weltmeer, das alles verschlingt!

Und alles verwischt und glättet
Der Mantel der siegreichen Flut!
Vergessen, in Dunkel gebettet
Die Arbeit der Kleinen ruht!

Wie gleichen die Jungen den Alten
In Streben, Erfolg und Not!
Sie müh'n sich, wie wir, zu gestalten!
Auch ihr Werk zeichnet der Tod!

Denn die Macht, die der Mensch voll Vertrauen
Anstaunt, wie ein Wunder des Lichts,
Ist *eine* nur all der grauen
Unendlichen Nullen des Nichts!

Und was tut's dem, der verstand zu denken und frei zu leben,
Daß jeder Mensch einst vergeht in schwerem schwarzen Holz?
Die Nacht, die dunkele Nacht wird ihn befreien und heben
Hoch über Schmerzen und Stolz!

Was tut's uns, daß andre einst Lorbeeren davongetragen,
Daß Schönheit und Kraft und Sieg und Liebe sie reich
umschwebt,
Wenn wir in dem raschen Lauf von traurigen
Erdentagen
Auch einmal die Sonne erlebt!

Drum, Kinder, jubelt und singt dem wütenden Meer
eure Lieder!
Wer froh bei der Arbeit singt, erlebet ein Meisterstück!
Was ein Mensch zu Ende bringt, beginnet ein andrer
wieder!
In Arbeit und Müh' liegt das Glück!



Der fliegende Fisch.

An Fürst Albert von Monaco.

Wie sperrte Maul und Augen auf
Die Fischgenossenschaft — o Fülle der Gesichte! —
Ob solcher Wundertat Verlauf
Schier ganz unglaublichem Berichte!
Die Grenzen, die die Flut dem Fischgeschlecht gesteckt,
Hat kühn ein Fisch gesprengt: der Vögel Welt entdeckt.
Der rief: „Wie schäm' ich mich! Wie zag ihr lebt, ihr Feigen!
Wann werdet ihr wie ich der feuchten Flut entsteigen,
In die Neptun uns stieß vor grauer Ewigkeit?
Seit strahlend hell der Tag mein junges Herz befreit,
Seit ich die Sonn' geseh'n, die zauberglutumglänzte,
Die himmelhoch dort kreist in purpurprächt'gem Schein,
Trotz' ich den Göttern und glaub' nur an mich allein,
Verachte unsre Welt, die — ach! — so engbegrenzte!"
So schwatzt der Fisch im Schwalbenkleid
Von toller Abenteuer Reigen.
Man weiß, daß jedem Knurrhahn eigen
Die seltsame Geschicklichkeit:
In wunderlichem Flug voll Sprünge, Taumel, Bogen
Zu schweben überm Gischt der Wogen. —
Ein Tunfisch unterbrach Knurrhahns Beredsamkeit:

„Glaubt, Kinder, an der Luft erstickt ihr! Seid gescheit!
Ich selbst hab's ausprobiert! Ach, und wie litt ich kläglich!
Mir ward unsäglich schlimm und weh!
Die Fahrt ist grade nicht alltäglich,
Doch reist ein rechter Fisch nicht außerhalb der See.
Glaubt nicht dem Rausch von Wein, den euch ein Traum
kredenzte!
Die Fahrt ins Traumland brach schon manchem das
Genick.
Verlaßt die Mutter ihr, die wogenkronumkränzte,
Flieht ihr doch nicht Poseidons Blick!"
Er sprach's, und finster kam's laut polternd hergezogen.
Ein Riesenschiff den Weg sich bahnt,
Und schwarzer Schatten deckt die Wogen.
„Jetzt wart', du Wicht, der noch nicht ahnt,
Was Kühnheit kann, die unbegrenzte!"
Verwegen heiß sein Auge glänzt,
Wild springt er in die Luft, als wär' sein Leib gefeit.
O Schreckensschauspiel! Weit und breit
Entsetzt sich's Volk der Flut, als sei's ein Seegespenst.
Denn — ach! — der arme Schwärmerkopf
Hatt's Ziel zu hoch gesteckt! Zu tief um eine Spanne
Flog er der Köchin in die Pfanne! —

. .

Wie stürzt manch edler Kopf so Feinden in den Topf!

Die Morgenröte.

Der Morgen graut. Das Tal ruht nebeldunstverhangen.
Hell strahlt der Morgenstern, und schwüle dunkle Pracht,
Drin sich geheimnisvoll Sehnsucht und Lust umfangen,
Wiegt lullend leis das Land im Dämmertraum der Nacht. —

Da kommt vom Bergpfad rasch ein Wandersmann durchs Dunkel.
Der Schnee wies ihm den Weg mit glitzerndem Gefunkel.
Er ist allein, hat nur den Knotenstock zur Hand.
Unruhig irrt sein Blick pfadsuchend übers Land.
Da raschelt's! Was? Ganz nah? Er horcht und hört sich's regen.
„Was für ein Untier will mir hier den Weg verlegen?
's kommt mir entgegen! Schwarz, mit Stampfen und Gescharr'."
Der wackre Wandrer harrt vor Schrecken stumm und starr.
Angstschauder packt ihn kalt und würgt an ihm wie Schlingen,
Vergebens sucht sein Blick das Dunkel zu durchdringen.
„Ein Reh? Ein Räuber gar? 's ist sicher solch Halunk'!"

Fest faßt die Faust den Stock, schon steht er auf dem
Sprung,
Das Fieber gibt ihm Kraft, macht grausam ihn und
mutig.
„Greift er mich an, was tut's! Ich wag's! Zu lang'
schon ruht' ich!“
Und wie verzweifelt stürzt, die Augen rot vor Blut,
Er auf den Schatten los voll düstrer wilder Wut.

Da bricht sich durch die Nacht hellwogend Lichtgeflimmer.
Die Sonn', der Gott, vor dem die Dunkelgeister flieh'n,
Zieht strahlend stolz von Berg zu Bergesthron dahin,
Wie Segen träuft herab ihr friedensreicher Schimmer.
Wie stehlen Haß und Angst beschämt beiseit' sich sacht,
Wo Mensch zu Mensch gebracht von göttlich lichter Macht!
Der Stock entfällt ihm. „Gott! Wie hätt' ich das er-
tragen!
Kein Reh, kein Räuber wär', mein Bruder wär' er-
schlagen!“



Der Fischer und sein Schatz.

Ein alter Fischer schaut' trostlos ins Grau der Wogen.
O unfruchtbares Meer! Die Netze alle leer!
Kein Fisch, o schlimme Mär, war in ihr Garn gezogen!
Auch nicht ein Schüpplein blinkt vom Grunde silbern her!
Nicht einer hatte Lust in seinem Bummelleben
Nach jenen Reizen hinzustreben,
Die lecker unterm Wogengischt
Das Männlein ihnen aufgetischt!
Der seufzt': „Welch traurig Los, o Petrus, harrt der Meinen!
Schutzherr des Himmels und — der Fischer, sieh die Not!
In meiner Hütte weint mein Weib und meine Kleinen!
Vergebens müht' ich mich und hab' für sie kein Brot!
Ich schleppt' die ganze Nacht der Netze nasse Leinen,
Und müde ist mein Arm, der's schwere Ruder zog!
O sei mir gnädig, Herr der Wog'!
Erlöse, Herr, das Fleh'n des treuesten der Deinen!"
Petrus schien an dem Tag nicht ganz so taub zu sein,
Als er sich meistens zeigt den Frommen.
Denn plötzlich wird das Netz schwer wie ein Stein,
Und unser Fischer denkt beklommen:
„Welch Ungetüm von Fisch! Hab' ich erst den beim Schopf!"

Je mehr das Netz sich senkt, je höher steigt sein Hoffen.
„Was schenkt mir mein Geschick? Was hab' ich hier ge-
troffen?
O Gott, es ist ein erz'ner Topf!
Wer weiß, was für ein Schatz in dem Gefäß verborgen!
O Glück! Zu End' ist jetzt mein Elend, meine Sorgen!"
Er spricht's und eilt berauscht von dem gefund'nen
Glück,
Geblendet von dem Glanz, daß schnell das schöne Stück
Die lieben Freunde seh'n, daß sie es mit ihm preisen!
Und jeder schwatzt ohn' End', was zu dem Ding er meint.
„O Freund, welch mißgestaltet Stück Alteisen!
Wozu das heben? Glaub' mir, 's scheint,
Für deine Brut wär' besser was zu speisen.
Ein Fischlein klein wie'n Wasserfloh!
Doch war noch nie ein Schmaus in solchem alten Erze!
Als Heil'ger ist er groß, doch liebt Petrus auch Scherze
Und ist oft weidlich schadenfroh."
So spotten alle unsres Tropfes
Und des geheimnisvollen fest verschloss'nen Topfes.
Da sieht der arme Kerl, 's war nur ein Traum, nicht mehr!
Aus seinen Himmeln stürzt zur Erd' er, der gemeinen.
Die Hoffnung schwand, nun ist die Welt ihm leer,
Ein Scherben, was vorher ein Schatz mit Edelsteinen.

Was aus dem Topfe ward, verschweigt die Trauermär.
Doch denkt, ihr lieben Leut', wie vieles besser wär',
Wollt' man manch holden Traum harmloser Brüder
schonen!
Auf diesem Stückchen Staub, auf dem wir Menschen
wohnen,
Wird wirklich glücklich man durch Hoffnung nur allein!
Träumt einer Wahn und Glück, lernt nachsichtig zu sein.
Zerreißt die Himmel nicht mit eifersücht'gen Händen,
Die Sterne seiner Nacht und tausend Wonnen spenden
Ihm: Ruhm, Liebe und Macht! Mag Zukunft himmel-
wärts
Lichtblicke endlos weit erschließen seinem Herz!
Denn, wer die Hoffnung ganz in seinem Herz um-
fangen,
Lacht all der Schätze Glanz, die kalt daneben prangen.



Reinekes Reue.

Aufs Totenbett gestreckt voll Pein
Weint' Reinhart: „Ach, soviel' wie frevelnd ich erschlagen,
Geschändet und beraubt, kann's Weltall gar nicht tragen!
Doch jetzt ist's aus! Die Hölle harret mein!
Ich hab' zu schändlich mich betragen,
Zu viele Väter umgebracht!
Ich kann aufs Seelenheil nicht mehr zu hoffen wagen!
Die schlimmsten Streiche, ach, Verbrechen schwarz wie Nacht!
O weh, o weh! Nun geht's zu Ende!
Ach, Kinder, faltet ihr für Vatern fromm die Hände!
Er war ein schlimmer Schelm, verschlang manch edle Brut
Von unschuldsvollen seelensguten
Karnickelchen und zarten Puten!
Doch ihr, vergießt kein Blut! Folgt nicht voll Übermut
Der düstern Spur, die ich im Jenseits wandre!
Geht harmloserer Kost, den schönen Früchten, nach!
Wälzt nicht auf euer Haupt der Bruderblutschuld Schmach!
Freßt wenig, betet viel! Die Götter tun das andre!"

Da plötzlich schüttelt's ihn, sein letztes Ungemach,
Den Todeskampf, zu prophezei'n.
Im selben Augenblick hört wie zum Hohn man fein
Hell jubelnd durch die Luft ein Hähnlein schreien. —
„Ach!",
Seufzt' Reinhart sterbensmatt und reckt' sich, es zu sehen,
„Hört, Kinder, Wunder tun bei solcher Fieberglut
Soll's, wenn von einem Huhn erquickt der Leib sich ruht!
Allmächt'ge Götter! Ach, ich seh', euch rührt mein Flehen!
Ein Hühnchen! Ja, ich hör's! Wie tut der Laut mir gut!
Das Dummchen woll'n zum Dank wir rasch den Göttern weih'n!
Lauft, Kinder! Greift es schnell! Mein Segen steht euch bei!
Bringt mir das süße Blut! O welche Leckerei!
Es soll auch ganz gewiß mein letztes Opfer sein!"



Das quiekende Ferkel.

Gedränge, Staunen und Geschrei!
Hanswurst ist wieder auf den Brettern,
Rennt auf und ab und lockt: „Ihr Freunde, Basen,
Vettern,
Ein Wunder unerhört, die reine Hexerei!
Denkt: Ich, Hanswurst, der auf zwei Beinen
Durchs Leben geht, wie ihr, geb' einen Laut von mir
So meisterlich, daß alle meinen,
Es schrei' ein allbekannt euch wohlvertrautes Tier!
Kommt, kommt und staunt, wie leicht man irret,
Verwechselnd mit dem Schwein den Mann, der
schmachtend girret!"
Da stürzt die Menge durch das Tor
Laut polternd auf die ersten Reihen
Begierig, sich mit Aug' und Ohr
Der Wahrheit solcher Kunst zu weihen.
Und bald tritt auch Hanswurst hervor
Und steigt zum Schaugerüst empor:
„Seht: wie ich bin, will ich euch zeigen
Ein kunstvoll Klagelied, wie nur dem Schwein es eigen!"
Und seufzend quiekt ein Schrei durchs andachtsvolle
Schweigen. —
Das Volk schien nicht erbaut zu sein.

Dem war's zu tief, zu grob; dem war's zu hoch, zu fein,
Zu schmetternd, zu gedrückt, zu schmachtend und zu sehnlich!
Kurz, jeder fand des Schwein's Gequiek zu menschenähnlich!
Nur Bosheit, Tadel, Undank, Greinen!
Ein Schweinetreiber rief: „Du Esel, meine Kleinen
Schrei'n auch, doch niemals hört' ich solche Melodei!
Willst du ein Schweinslied produzieren,
Mußt du, daß deine Kunst gedeih',
Noch mal zur Schule und studieren,
Was Schwein, was Mensch, was Esel sei!"

Da öffnet sacht Hanswurst ein Bäuschlein des Gewandes:
„Seht ihr, so trügt der Schein, ob Mensch — ob Borstenschwein!
Dies Tierchen sprach zu euch die Sprache seines Landes!
Es war ein Schwein, noch winzig klein!"



Der Turm und das Schilfrohr.

Bei einem Turme stand ein Schilfrohr zart und schlank.
Darauf warf täglich seine Schatten,
Die ihn umkreisten schwarz und lang,
Der große, alte Säulengang.
Weit tanzt das Schattenspiel der Zinnen auf den Matten!
Da seufzt das Rohr: „Welch Los schafft mir der Stein-
koloß,
Der mir das Licht stiehlt ohn' Erbarmen
Und mich mit kalten Schattenarmen
In tödliche Umarmung schloß?
Ein Recht hat jeder hier empfangen,
Als in die Welt Natur ihn warf;
Ein Plätzchen an der Sonne darf
Das winzigste Geschöpf verlangen!
Nun drückt mich tot der Ries' von Stein!
Mich, der nichts Böses je begangen,
Des einz'ge Schuld, daß er zu klein,
Verdammt dies Ungetüm aus längst vergang'nen Zeiten
Zu Folterqualen ew'ger Nacht!
Ich dacht', Gerechtigkeit schützt' aus des Himmels
Weiten
Die Armen, Schwachen hier vor Macht und Nieder-
tracht!

Doch unsre Götter sind zwar milde zum Erbarmen,
Doch auch gerecht, ihr Götter? Nein!
Ihr hört und schlagt mit Donnerarmen
Nicht auf den Hochmutsteufel ein?
Glaubt, fluchen wird man euch und niemals euch vergeben,
Wie ihr, die Herr'n des Tags, — die Großen schont und hegt.
Ein Ries' ist er! Und ich? Ein Nichts daneben!
Genug Grund, daß ihn 's Schicksal schlägt!"
So sprach die schändliche gemeine Pflanze.
Wer weiß, ob sich ihr Fleh'n nicht an den Gott gewandt,
Den man den Zufall nennt, und dort Erhörung fand?
Denn plötzlich schoß in wildem Tanze
Ein Blitz herab, ein Feuerbrand,
Bald waren Warte, Turm, Verließ und Säulenhallen
Unter der Wolke Wut in Schutt und Staub zerfallen!
Nun stand das Rohr schutzlos allein,
Und teuer kam — erzählt die Märe —
Zu stehen ihm des Sieges Ehre:
Denn als der Turm zerfiel, zerknickte es ein Stein!
Doch, sieht der Neidling seinen Gegner
Zerschmettert durch ein feindlich Los,
Dann, sei sein Schmerz auch noch so groß,
Er tröstet, freut sich, wird verwegner.

So schaut' denn unser Held auf all die Wüsteneien,
Ganz schattenlos in weitem Kreise,
Allein, nach großer Männer Weise,
Stolz wie ein Triumphator drein
Und gab sich schwelgend hin den kühnsten Träumerei'n!
Da hört' ganz schüchtern leis ein schwächlich Stimmchen er,
Das murrt' und seufzt' und möcht' gern in die Welt wohl schreien:
„Gerechte Götter, hört! Hört, Götter hoch und hehr:
Dies dicke Rohr erdrückt mich Kleine!
Helft mich befrei'n! Ich bin ein Nichts, bin klein!
Doch andre Sünden hab' ich keine
Und auch ein Recht auf Sonnenschein!
Das Weltall ruf' ich an! Zu klein ist mir das Ganze!
Denn seh'n will ich der Sonne Glanz,
Die mir mit ihrem Firlefanz
Verdunkelt diese Schilfrohrpflanze,
Der Quell all' meiner Qual und Pein!"
So sprach ein kleines Blümelein.
Des Rohres Blätterwerk versperrt' die Sonn' dem Wichte!

Sei wie ein Rohr so schlank, stehst andern doch im Lichte!



Der Löwenanteil.

Drei Kämpen weltberühmt, verwegene Genossen,
Vereint beim Morgengrau'n die Jagd,
Und pirschend ging es unverdrossen,
Bis abends auf dem Plan ein Berg von Wildpret ragt!
So kamen alle drei, Bär, Aff' und Leu, ihr Meister,
Ans friedlich stille Dach der schattenreichen Heister.
Die lud sie freundlich winkend ein:
„Kommt her und ruht euch aus! Ihr werdet müde sein!"
„Ihr Freunde!" rief der Leu, „Hart war die Arbeit heute,
Doch jedem von uns drei'n winkt eine fette Beute!
Welch eine Fülle! Hier wird jeder sicher satt!
Doch kriegt kein einz'ger mehr als er zu fordern hat.
Du, Petz, verteil' gerecht die Speisen!
Du hast den Denkerkopf des Weisen
Und bist ein grundgescheiter Mann.
Du sollst in meinem Reich fortan
Die Kinder durch die Schwierigkeiten
Der mathemat'schen Kunst geleiten!" —
Petz teilt vergnügt und unverzagt
Voll Kinderehrlichkeit gerecht mit seiner Pranke
In drei gleich große Teil' den Schmaus, den sie erjagt,
Neugierig, wie ihm Nobel danke!

Doch Hoheit fand höchst frech, höchst dreist, was Petz
ersann,
Schlug ins Gesicht ihn mit der Tatze,
Daß heiß sein Blut zu Boden rann.
Blutüberströmt blieb Petz am Platze.
Da rief der Affe: „Petz war doch ein rechter Tor!
Ich teil' gerechter und hau' keinen übers Ohr!
Er hat von höchster Hand gnädigster Huld Beweise!
Was braucht er da noch andrer Speise?
Was schmeckt nicht schal und leer nach einer solchen Ehr'?
Ich esse wenig auf der Reise.
Drum ist, teil' ich gerecht die Preise,
Dies alles Euer, gnäd'ger Herr!" —
„Wo bist zur Schule du gegangen?",
Rief da der Löwe wohlgelaunt,
„Von welchem Weisen hast Gedanken du empfangen,
Ob deren selbst dein König staunt?" —
Da wies der Affe ohne Bangen
Auf Petz, den grimmer Schmerz durchrüttelt und durch-
tobt:
„Von dem Professor dort lernt' ich, was Ihr so lobt!"



Ahn und Enkel.

Was ist der Mensch, wenn düstre Zeichen,
Altersgebrechen uns das trübe Herz beschleichen:
Gramfurchen, Greisenhaar und Nächte lang und leer!
Den müdgebeugten Leib trägt keine Hoffnung mehr!
Ein Tränentrost nur bleibt von all den Köstlichkeiten,
Die ohne Wiederkehr dahin für alle Zeiten!
Und doch, wie wollt' ich dir, was du mich leiden siehst,
Wahllos an Qual und Pein aussäst, mich zu kastei'n,
Du unbarmherzige Natur, so gern verzeih'n,
Wenn weinend mir mein Sohn die müden Augen
schließt!

Ein Bauer, der zu alt, den Pflug zu führen,
Zu ernten und zu sä'n, mußt' einst voll Sorg' und Not
Aus seiner Hütte geh'n und 's Wanderbündel schnüren.
Da bat bei seinem Sohn er Obdach, Schutz und Brot.
Er war kein gern geseh'ner Gast.
Man nahm ihn auf. Doch fiel er recht zur Last.
Ein Brocken schwarzes Brot, ein Lager hart und kalt,
Ein Lumpenkleid, am Tisch ein Schemel ungestalt,
Ein Plätzchen am Kamin! Mehr konnte für den Alten
Der liebe Sohn nicht tun, den Vater zu erhalten.
Doch Tag für Tag vergeht, und endlos scheint die Zeit,

Und immer schlimmer wird seine Gebrechlichkeit!
Der Hausfrau wird's zu viel! „Ich würde gern ihn missen!
Er ist im Weg, er spuckt und schwatzt nur Unverstand,
Macht nie die Türe zu, nimmt uns die besten Bissen,
Und, was er anfaßt, fällt aus seiner Greisenhand.
Er stöhnt die ganze Nacht und träumt den ganzen Tag.
Nein, lieber Mann! Jetzt ist's, weiß Gott, genug der Plag'!
Dies Haus ist unser Heim, mein Reich! Laß doch den Alten
In seine Hütte geh'n und dort als König walten!"
Da sprach er: „Vater, sieh, es muß geschieden sein!"
Und dann zum Sohn, den er im Dunkeln sah: „Wir halten
Großvater länger nicht. Ich will ein Kleid ihm weih'n!
Hol' meinen Mantel, Kind! Der wird schön warm ihn halten."
Der Knabe geht und bringt ihm bald
Den halben Mantel an. Da schimpft der Vater: „Halt
Was soll das? Wohin soll das führen?"
„Ei, schimpf' nicht, Vater! Laß dich rühren!
Das andre hob ich auf, daß du was hast,
Sollt'st du vielleicht auch Lust verspüren,
Wie er, dein Bündel einst zu schnüren,
Wenn unter meinem Dach du mir zu sehr zur Last!"

Der Träumer.

Einst stand — so heißt's in alten Sagen —,
Wo des Piräus Quadern ragen,
Ein Armer, der verzückt wie trunk'ner Wonne voll
Mit freudbetränten Auge spähte,
Wie Schiff für Schifflein heimwärtsschwoll!
„Welch Glück schickt mir der Gott, der diese Segel blähte!
Mein sind die Schiffe, Sonn' und Meer!"
Ein andrer sprach: „Phantasterei'n!
Unglücklicher! Kehr' in dich ein!
Du hast auf dieser Welt nichts mehr
Als Stab und Ränzel und dein Leid!"
So spricht zum Sohn des Traum's die neid'sche Wirklichkeit!
Da fährt der Arme auf und sieht nur Pein und Not.
„Was stahlst du mir, du Dieb, den Traum: mein Glück, mein Brot?"



Der Triumph des Adlers.

Hoch überm Wolkendunst zog einsam seine Kreise,
Stolz schwebend wie ein Gott, ein Aar im Sonnenschein,
Und funkelnd blinkt der Schnee auf kahlem Gletschereise
Tief unter ihm. Da rief der Adler: „Wir allein
Sind kühn und frei genug so himmelhoch zu gleiten!
Mein ist der Riesenraum, die wolkenlosen Weiten!
Und unbesiegt beherrsch' ich Luft und Felsgestein!
Wen schreckt nicht diese Pracht erhab'ner Wüstenei'n!" —
Da — unter einer Schwing' — hört plötzlich einen kleinen
Begleiter neben sich, ein ekles Tier er greinen:
„Nur nicht so sieg'sgewiß! Noch bist du, Stolzer, mein!
Will ich, weiht dich mein Biß dem Tod qualvollster Pein!
Strahlt auch dein Herrscherblick kühn wie die Sonnen-
scheibe,
Im Ätherschoß selbst frißt die Laus an deinem Leibe!"



Die Huldigung des Esels.

Meinem Freunde Alfred Capus.

Als König Nobel kühn den Tiger übermannt
Und andre Großen, eilt er heimzukehren,
— Golden hat Klio ihn in dauernd Erz gebrannt! —
Stolz und berauscht von Sieg und Ruhm und Ehren!
Voll Jubel grüßt ihn rings sein Land
Und feiert, außer Rand und Band!
Von den Gefall'nen hört man wenig nur berichten.
Erobrer haben andre Pflichten
Als nachzutrauern all den Wichten,
Die Krieg und Sieg zugrunde richten!
Doch um die Wette preist, was nicht im Grabe liegt,
Vom Feste voll und feist, den Herrn, der so gesiegt!
Frau Nachtigall schmelzt flötend ihr Getriller,
Und auf den Zeh'n verzückt kräht Gockel schrill und schriller,
Herr Grünrock spricht mit meisterhafter Kunst,
Und hofgewandt umbuhlt Reinhart des Königs Gunst.
Der Karpfen, dem versagt die hehre Macht des Wortes,
Sprang hoch, um so sein Glück zu zeigen höh'ren Ortes.
Und Lampe voller Ängste denkt:
„Mach auch dein Kompliment, sonst wirst du aufgehängt!"

Vom Esel wäre zu berichten:
Er rohrt und brüllt voll Schwung ein Riesenlobeslied,
Das fast wie Lästerung seltsam das Schloß durchzieht.
Ein Schmeichler rief: „Der Narr! Der sollt' doch drauf verzichten!
Nur Unheil stiftet solches Lob!
Wenn man so gröhlt und schreit so überlaut und grob,
Wär' bess're Huldigung: sein Lob nicht zu entrichten!"

Da rief der Löwe zornentbrannt:
„Ihr wüßtet soviel kaum zu sagen, junger Fant!
Er sprach am besten. Er! Ja, wer so reden kann!
Freund Langohr, fang' noch einmal an!"



Die Rose und der Rosenkäfer.

Sanft neigt den schwanken Leib die Rose
Und ruft den Liebsten sehnsuchtsbang:
Den Rosenkäfer. Doch der Lose
Schwirrt schäkernd keck die Heck' entlang.
Ruft's Röslein: „Böser du! Weißt nicht, was mein Herz
leidet!
Ach immer, wenn du von mir ziehst,
Bewein' ich das Geschick, das uns so grausam scheidet,
Das dich zum Himmel trägt, mich an die Scholle schließt,
Du Sonnensohn! Ach, wer dir Schwingen
Und mir die Wurzeln gab, die mich zur Erde zwingen,
Hat nicht geahnt, wie ich dich liebe grenzenlos,
Wie willig sich erschlöss' der Blütenseele Schoß
Dem Ritter, dessen Leib umhüllt Smaragdgeschmeide!
Und bin die Schönst' ich nicht, die je dem Lenz gelang?
Der Purpur meiner Lipp' glühet wie Feuertrank!
Wenn du zu andern gehst, sterb' ich vor Herzeleide!
Und, glaub', von allen liebt dich keine so wie ich!
Du, Böser, meine Kron' erschließt sich nur für dich!
Komm', laß glückselig uns zum Hochzeitsfeste schreiten!
Sieh, auf dem Anger harr'n die Freunde schon bereit!
Frau Grill' wird unsre Lust mit Zupf und Sang begleiten,
Und Mutter Sonn', die dich aus Larvennacht befreit,

Wird strahlen über uns und unsre Seligkeit!“
So flüstert lustdurchbebt, lieb'trunken, leis' die Rose! —
Der Klage linden Duft entführt der Wind, der lose!

Doch ach! — Der unglücksel'ge Freund kriecht sacht',
Betört von seltsamem Verlangen,
Mit seines schönen Leibes Pracht
Ein Häuflein Mist liebkosend zu umfangen! —



Der Menschenfresser.

Meinem Freunde Jacques Dumas.

Ein Europa Ungetreuer
Sucht' sein Glück in Afrika,
Hatte dort ein Abenteuer,
Das manch' Klüg'rer kommen sah.

Eine Menschenfresserbande,
Finst're Kerls mit Magenknurr'n,
Wagten's, ihn — o Spott und Schande! —
Keck die Reise zu verpurr'n.

Er, umdroht von wilder Triebe
Tierisch hungrigem Gewühl,
Denkt, ein Wort der Nächstenliebe
Weck' wohl menschlicher' Gefühl!

Spricht: „O Freunde! Liebe Brüder!
Brüder sind wir! Fühlt ihr's nicht?
Mich auffressen wär' ein rüder
Schlag den Göttern ins Gesicht!

Hunger läßt solch' eine Schandtat
Nicht entschuld'gen! Wenn in Horden

Huhn und Hammel man zur Hand hat,
Braucht man Menschen nicht zu morden!

Ob ihr mich, ob andre fresset,
Glaubt, zum Himmel stinkt's, wer's tut!
Menschen fressen! — Ihr vergesset:
Menschenblut ist euer Blut!

Wie gefärbt auch Hüll'n und Häute,
Gleiche Herzen drunter leben!
Doch solch' finst'rer Brauch, ihr Leute,
Ließ Europa schaudernd beben!

Menschheitsauswurf! Kainszeichen!
So entartet ist kein Tier!
Selbst kein Wolf frißt seinesgleichen,
Hungert' er auch mehr als ihr!"

Feurig und mit Wohllaut hätt' er
Endlos lang' noch fortgesprochen,
Hätte nicht den Seelenretter
Jetzt ein Häuptling unterbrochen:

— „Deine Menschenliebe, Bester,
Ehrt dich sehr, drum sag' mir nur:
Ist's ein Irrtum, ein Geläster,
Was ich jüngst von euch erfuhr,

Daß sich dort viel hunderttausend
Menschen gegenseitig schlachten,
Sonnverfinsternd, erderbrausend, —
Nach Gefressenwerden trachten?

Solche Menschenleibermassen!
Götterfressen unvergleichlich!
Vierzehn Tage könnt' man prassen,
Und auch dann wär's fast zu reichlich! —"

„Schurke!" rief in Zorneswallen
Jetzt der Freund der Friedensthesen,
„Helden, die im Kriege fallen,
All' die Tausende verwesen!

Statt nach Brauch von Kannibalen
Mitleidlos sie aufzufressen,
Spenden wir in Kathedralen
Den Begrab'nen selbst noch Messen!" —

Doch nun packt die Wut den Alten:
„Schweig', du Lump! Willst du mit solch
Einer Lüg' zum Narr'n mich halten,
Weil ich dir geglaubt, du Strolch?

Nutzlos, sinnlos morden! Glaubt ihr,
Daß ein Mensch so hirnverbrannt?

Nein, in euch ist nur das Raubtier
Hungriger als hier zu Land!

Kleine Kinder niederknallen,
Scharenweis' aus Langerweil'? —
Unsinn! Oder ward nicht allen
Menschen die Vernunft zuteil?

Willst du Frevel nur verhüllen
Der Banditen, die dort hausen,
Die mit Opfern 's Schlachtfeld füllen,
Um sie scharweis' zu verschmausen?

Doch, da voll auch unsre Speicher,
Sei im Bambushaus beschieden
Süße Ruh' dir, bis du weicher!
So lang' leb' bei uns in Frieden!"

Sprach's. Doch Vorsehung, sie konnte
Dulden nicht, daß unterm Himmel
Gottlos frech sich spreizend sonnte
Solcher Affenbrut Gewimmel.

Und es knattern die Gewehre!
Weiße! Hurrah! Sieg und Graus!
Schwarze flieh'n! Welch Tag der Ehre!
Kannibalenstamm, stirb aus!

Alt und Jung und Frau'n und Kinder
Schlachtet, würgt und schießt vermessen
Schonungslos der Überwinder! —
Doch — kein Mensch wird aufgefressen!



Das Heidekind.

Einsam steht in stiller Schlucht
Röslein bleich, das Heidekind,
Zittert scheu und bebt und sinnt,
Wen der mörderische Wind
So wild wohl sucht!

Finster überm Himmelsblau
Wolken wie Gespenster droh'n!
Ach, vor ihrem kalten Hohn
Glück und Sonn' und Hoffnung floh'n
Ins Nebelgrau!

„Doch ein Engel stillt mein Weh!“
Flüstert Röslein bang und bleich,
„Sieh! Mit Schritten, wunderweich,
Kommt und wiegt mich liebereich
Der weiße Schnee!“ —

Süß, wie Liebesworte lind,
Kosen Flocken flink und frank
Und umschlingen 's Röslein schlank!
Ach! Betrogen, stumm versank
Das Heidekind!

Heidenros'. — Der Unschuld Los!
Lüstlinge ohn' Wahl und Zahl
Hetzen dich von Qual zu Qual!
Ruhe find'st du nur einmal
Im Grabesschoß!



Der Fuchs und die Trommel.

Herr Reinhart, hungrig wie ein Bär,
Durchstreift den Wald nach Abenteuern,
Weiß, seiner Spürnas' fällt's nicht schwer
Auf fette Bissen ihn zu steuern.
Bald führt an einen Platz von Eichen dicht versteckt
Zu 'nem Fasan ihn eine Fährte,
Dem Ruh' und Dunkel trefflich schmeckt.
Das war so recht, was er begehrte!
Schon schmunzelt er und schleckt: „Den Vogel hab' ich bald!"
Da plötzlich schallt laut durch den Wald
In richt'gem Takt vom Busch ein wirbelnd Locken! —
Das Füchslein starrt und staunt erschrocken
Und macht sich klein und duckt sich stumm
Und denkt: „Woher, wozu, warum
Muß solch ein Lärm mich hier erschrecken?"
Welch' sonderbares Ding sollt' er im Busch entdecken! —
Bald glitzert's, froh und rund mit goldenem Besatz,
Und, schlägt Gezweig drauf, fleht's um Gnade.
„Schau!" rief der Fuchs, „das sucht' ich grade!
Den sollt' ich heben diesen Schatz!
Das hat mein Vater mir in seinen letzten Tagen
Noch heimlich flüsternd anvertraut!

Jetzt endlich seh' ich ihn! Welch' Lärm, welch' grollend
Klagen!
Sein Glanz erfreut das Aug'; mein Ohr hört mit
Behagen
Den Klang so mild, doch fest und laut!
Solch Ding ist sicher schrecklich teuer!" —
Er spricht's und springt mit Schwung und Feuer
Auf's Trommelfell, daß laut es kracht,
Worauf der Vogel sacht sich aus dem Staube macht,
Und auch der Schatz entflieht wie schöne Träume alle:
Es birst und reißt und platzt mit lautem Knalle!
Und's Füchslein, das noch nichts den ganzen Tag gekaut,
Voll Wehmut auf die Walze schaut
Und sieht die dürre Haut dem Holzgerüst entflattern!
Oft ist der kügste Fuchs zu dumm was zu ergattern!
Ach, hohl und Trugwerk ist viel, was in Glanz sich hüllt!
Viel, was die Trommel brüllt, ist nur mit Wind gefüllt!



Das Küken auf Reisen.

Ein Küken wollte einst von dem Erkenntnisbaum
Ein paar verbotne Früchte pflücken!
Sein Wissen hatt' zu viele Lücken!
Ihm war sein Hof der Weltenraum!
Sein treues Mütterlein, die ehrbarste Gemahlin,
Spießt, auf den Bratspieß einst 'ne weiße Kannibalin.
Zum Vater, 'nem Galan, dem Hahn Campeador,
Sah Piep, mußt' er ihm nah'n, nur voller Angst empor!
Drum ging er gern und froh von Hause
Zu Meister Hinz, der einsam, weltentrückt,
Halboffnen Aug's in seiner Klause
Beobachtend ersinnt, was alle Welt entzückt.
Piep sprach ihn an: „Herr, ich ersticke,
Verließ' ich nicht dies Nest, drin ich die Welt erblickte!
Glaubt, wie des Hof's Gestank, wie mich dies Pflaster drückt!
Hier harrt nicht mein, was mich beglückt!
Und schauernd fühl' ich's heiß durch meine Seele kreisen
Von Tatendrang und Heldengeist!
Doch, eh' ich kühn beginn' mein ruhmverheißend Reisen,
Belehre mich, du der du alles weißt:
Welch arglistig Geschöpf kann meine Fahrten stören?
O, Meister, sprich, ich hör', du, auf den alle schwören!"

Einsiedler Hinze sprach: „Nimm dich vorm Hund in acht!
Der Tiger ist ein Schaf vor seiner Niedertracht.
Sieh, wie er lauernd sinnt, wes Blut ihn jetzt besudel'!
Setzt er uns nach und bellt, erschrick nicht, wie es gellt!
Wie er die Hauer fletscht! Dem trotzt wohl kaum ein
Held.
Das schlimmste Tier der Welt, glaub', Kindchen, ist der
Pudel."

Als Piep zum Pudel kam, bebt' er wie Espenlaub.
„Herr Mohr!" rief er von fern und neigt' sich tief zum
Staub,
„Der Kater sagt, du wärst grausam und unerquicklich!
Doch hast du solchen milden Blick
Und scheinst so gütig augenblicklich.
Lehr' mich, wie leb' ich klug und schicklich.
Du kennst doch Mensch- und Tiergeschick.
Ich bin ein junges Blut, ein arm wehrloses Küken:
Sag', welch ein Tunichtgut könnt' auf den Leib mir
rücken?"
— „Dein Totfeind ist der Wolf!" sprach Mohr mit ernstem
Blick.
„Wo Weide, Wald und Feld liebliche Blumen schmücken,
Ist Liebe, Friede und Entzücken!
Doch, weh dir, führt dein Weg dich zu dem Galgenstrick,

Dann faß dich und empfiehl dem Himmel dein Geschick!
Kein Otternest steckt so voll Tücken!"

Ein paar Schritt weiter traf Piep eine Kuh, die nickt':
„Willst wissen, wer dein Feind, Kind, wer dich plagt und zwickt
Grausam, erbarmungslos, beharrlich wie die Ämse,
Mißmutig, brummend, grob? Sieh um dich! 's ist die Bremse!
In Schwärmen unabsehbar schier
Stürmt, wie man sich auch wend' und neige,
Sie frech auf unsern Leib voll wilder, ekler Gier.
Nichts ist gemeiner, nichts so feige!
Blutsaugen ist's allein, was ruchlos sie entzückt,
Die Geisel derer, die harmlose Freud' beglückt!"

Da zog zur Bremse Piep. Er wollt' sich nicht bequemen
Das ganze Lehrsystem von einem anzunehmen.
„O, Beste!" rief er. „Helft mit Eurem Rat mir aus!
Sagt, welche Feinde geh'n dem Küken an den Kragen?
Und danken will ich's Euch und Eurem Haus!"
„Du Dummchen! Möcht' dich fast beklagen!"
Summt da die Bremse mit Gebrumm.
„Die Frage ist erstaunlich dumm!
Du mußt wahrhaftig nichts in Heimatkunde leisten!

Weißt du noch nichts von jenem dreisten
Gefährlich gier'gem Räuberkorps,
Das Haß und Wut emporträgt bis zum Himmelstor?
Das ist das schreckliche Geschlecht der Schwalben, Teurer!
Was nützt uns unser Flug vor diesem Luftdurchsteurer,
Der hoch uns aus den Lüften zaust
Und uns mit offnem Maul im Fluge froh verschmaust!"
Piep ging nach Haus zurück, vielleicht ein bischen weiser.
Denn reichlich hatte satt die unfruchtbare Reis' er.

Ist auch die Welt so reich an Wundern wie ein Traum,
Ein jeder sieht nur sich im weiten Weltenraum!



Die Kirschen.

Auf der dornigen Bahn des Ölbergs heiligen Steges
Wandelt langsam der Herr mit den Zwölfen des Weges.
Wie die Sonne auch sengt, seine Zwölf lauschen gern
Voller Hoffnung dem Wort ihres göttlichen Herrn.

Da verletzt sich den Fuß der Apostel Sankt Peter
An 'nem Kiesel im Sand und erhebt ein Gezeter:
„Welch ein erzdummes Stück!" Doch der Herr bückt sich
flink
Und hüllt sacht sein Gewand um das „sinnlose" Ding.

Und wie glühender Brand auf die Schmachtenden fällt es,
Da tritt leise ein Kind aus der Tür seines Zeltes
Und den Durstigen beut seine Früchte es an.
Hat nicht weher stets Durst als bloß Hunger getan?

Doch Sankt Peter seufzt: „Ach! Ich hab' nicht einen
Dreier!
Unsre Armut ist mehr als ein Trugbild der Schreier!"
Jesus antwortet mild: „Für dies Erz gib geschwind
Von der köstlichen Frucht mir, du freundliches Kind!"

Und auf dorniger Bahn ziehen weiter die Hehren
Voll verlangender Lust nach den himmlischen Lehren.
Da, als dächt er nicht dran, läßt der Herr aus der Hand
Fallen die schönste Frucht in den staubigen Sand.

Und vom Durst übermannt greift sein Jünger Sankt
Peter
Nach der Kirsche im Staub vor den Füßen der Beter.
Und wieder läßt der Herr, dem golden fließet das Wort,
Stracks die Frucht aus der Hand; auch die hascht Petrus
fort.

Und wohl zwanzigmal läßt auf dem Weg, den sie wallen,
Eine glutrote Frucht hin zur Erd' der Herr fallen,
Und wohl zwanzigmal bückt der Apostel sich rasch,
Daß die Frucht seines Herrn aus dem Staube er nasch'!

Doch der Herr lächelt mild, wie nur ihm es ist eigen:
„Ich ließ fallen die Frucht, um dir, Petre, zu zeigen:
Wer zu winziger Müh' nicht zu faul, wenn es Zeit,
Spart sich Arbeit, Verdruß, spart sich Mühsal und Leid!“



Glühwürmchen und Schlange.

Versteckt von seinem Freund, 'nem Strauche alt und
dicht,
Sprüht Glühwürmchen hinaus sein schüchternes
Gefunkel.
Und das lebend'ge kleine Licht
Strahlt hell mit seinem Schein durchs dämmerliche
Dunkel.
Still lauert unterm Strauch die Schlang' voll Beutegier.
Die hebt den Kopf aus ihrem Schmutze
Und bäumt sich tückisch wie zum Trutze
Mit wütendem Gefauch auf unser harmlos Tier.
Da rief der Strauch der Schlange zu:
„Was willst du tun? Was ficht dich an?
Laß doch das kleine Vieh in Ruh,
Das dir doch nie ein Leid getan!
Könnt beid' euch gütlich tun in meinem Blätterwald!
Was tat dir denn der winz'ge Wicht?
Kann doch nichts Böses tun! Ist schüchtern, schwach und
schlicht!"
„Nichts Böses? Spottest du? Schau nur, wie's mich
bestrahlt!"



Die Schwiegermutter.

In Bagdad war einmal ein Mann so unbedacht
Die Schwiegermutter einzuladen! —
Doch endlich, ach, entschlief sie sanft.
Man mußt' zur letzten Ruh sie tragen.
Er selbst gab ihr's Geleit und dichtete Tiraden,
Die fromm er meißeln ließ auf ihres Grab's Fassaden.
Der uns die Märe überbracht,
Erzählt mit Andacht und Behagen,
Daß seit dem Tag, da dies geschah,
Man oft zu jenes Tales Schatten,
Wo sie das Grab errichtet hatten,
Den Kadi zu dem Mausoleum pilgern sah.

Da fragt ein Freund: „Was soll der Schmerz? Sie hatte Mängel.
Die Hingeschiedne war doch unerträglich fast,
Macht' deiner Frau und dir das Leben schier zur Last
Und euer ganzes Haus verhaßt für jeden Gast!
Sie war mehr Teufel schier als Engel!
Was läufst du drum tagaus tagein
Der Spur der Toten nach aus Bagdads frohen Gassen?"
„Nur", sprach er, „um gewiß zu sein,
Daß sie den Platz auch nicht verlassen!"

Der Esel als Hochzeitsgast.

Zu einem Esel sprach ein Bauer einst: „Ich werd'
Dir deine Magerkeit mal gründlich auskurieren!
Sollst leben, wie du's längst begehrt,
Du kannst zur Hochzeit mitmarschieren!
Glaub' nicht, das sollte Spott nur sein!
Du, armer Kerl, weißt von der Welt ja nichts bis heute
Als daß man oft dir's Fell verbläute.
Doch damit Schluß! Paß' auf, wir schlemmen fein!
Denn morgen freit mein Töchterlein!
Zu unserer Familie hast du
Doch stets gehört! Drum bist auch morgen Hochzeits-
gast du,
Und Stock und Prügel gibt's nicht mehr!
Wir werden unser Bäuchlein mästen
Im Überfluß vom Allerbesten!
Ein neu Gezäum' bring' ich dir her.
's wird plagen Neid manch Eslein schwer!
Nichts kann dir's Leben mehr verpesten!
Die Zukunft liegt vor dir jetzt wie ein Tanz von Festen!"
Der Esel blieb stockstumm, als er all dies erfuhr.
's ist klar, daß er im Grund der Tiervernunft bedacht hat,
Daß doch ein Sklave stets ein leichtes Spielzeug nur
In Händen dessen, der die Macht hat!

Mißtrau', wem großer Herrn Weinlaun' ein Fest be-
schert!
Die Arbeit bleibt für ihn, sein Herr wird hochgeehrt!
Sie feiern Feste, und wir fasten!
Ihr Feiern, Lieben, Frein und Spiel und Schmaus
beschwert
Meist nur aufs neue unsre Lasten!



Vergänglichkeit.

Die Rose sprach: „Welch traurig Los!
Kaum schaun wir auf zum Himmelsschoß
Und quell'n und schwell'n nach Licht und Sonnen, —
Ist Glück und Glanz verglüht, zerronnen!
Auf unsrer Wang' das Morgenrot
Wird bald verblüh'n, verblassen!
Uns armen, schwanken Rosen droht,
Ach, allzubald der bleiche Tod!
Doch, wo wir unser Leben lassen,
Trotzt noch manch sonn'gen Lenz der Mensch des Tod's
Gebot!"

Und traurig sprach der Mensch: „Wie kurz ist unser Leben!
Denn leise flieht's dahin, wie Träume uns entschweben!
An uns'rer Wiege schon stehn Trauerweiden Wacht,
Und stolz auf uns herab seh'n hundertjähr'ge Eichen,
In ungebeugter Kraft uralter Wälder Pracht:
Sehn Großvater und Ahn und sehn den Sohn er-
bleichen!"

Die Eiche sprach: „Der Tage schwere Last
Beugt uns zur Erde tief wie Kerkerketten!
Lenz, der verliebt, Herbst, der uns stürmisch faßt,
Sind Augenblicke nur auf Grabesstätten!

Der eherne Granit, dem wir entstiegen,
Wird stolz noch stehn, wenn wir längst in der Gruft
In seiner Schlucht bei unsern Ahnen liegen,
In die sein schwarzer Schlund uns hungrig ruft!
Warum strahlt uns nicht auch das Licht der Sonnen
Jahrhundertlang, wie Berg und Felsgestein?
Schon neigt sich unsrer Wipfel fahler Schein,
Das letzte Rot ist morgen drauf zerronnen!"

Der Berg sprach: „Wie ein Blitz flieht unser Erdenlos!
Kaum hebt sich unser Haupt aus strudelreichem Schoß,
Zerbersten wir und bröckeln nieder!
Manch zackig Riesenhorn, das kühn dem Himmel droht,
Wir alle — ach, wie bald! — versinken stumm und tot
Im blauen Meeresgrunde wieder!
Jahrhunderte entfliehn! So hetzt der Tod die Zeit!
Entschwunden und dahin für alle Ewigkeit
Sind unsrer Schemen stolze Firne,
Wenn jung und rosenrot in Siegesglut und -glanz
Noch manche Sonn' sich wiegt in trunk'nem Sphärentanz
Und ewig strahlende Gestirne!"

Der Stern sprach: „Eine Nacht glüh'n wir wie Blut so rot,
Dann jagt die Zeit uns jäh aus Seligkeit und Wonnen!
Und Glück und Glanz und Glut verlischt, verlechzt, verloht
In Ewigkeiten kalt, wie in ein Grab gesponnen!

Dann roll'n ohn' Rast und Ruh' wir durch den Welten-
raum,
Wie Schatten wesenlos, ohn' Ruhm und Kraft und Halt
Und glauben: Glück und Glanz war nur ein Trug, ein
Traum,
Den uns der grimme Tod geraubt, ach, allzubald!" — —



Das Tröpflein Öl.

'S war so ein alter Junggeselle,
Den freut nichts mehr auf dieser Welt
Als seines Häuschens traute Schwelle,
Ein Kater, der sich ihm als Hausfreund zugesellt,
Manch' gutes Buch, ein Lämpchen für den Abend! —
Tag ein, Tag aus zur selben Stund'
Macht aus dem Haus der Greis die Rund',
Zum Schmaus und dann zurück, bedächtig satt sich labend
An seines Heimes Glück! Ja wer's so haben kann!
Und doch ein Schatten trübt dies Glück dem armen Mann!
Denn seines Häuschens Tür ächzt', wimmert', winselt',
schrie!
So gottserbärmlich quietschte sie,
Daß Tag für Tag es mehr ihm auf die Nerven fiel!
Verstimmt ward ihm der Seele zartes Saitenspiel.
Doch endlich rief er: „'s ist zu viel!
Schon vierzig Jahr' die Plag'! Dem setz' ich jetzt ein
Ziel!"
Wie leicht war dies Glück zu erreichen!
Er braucht', zu enden seine Qual,
Ein Tröpfchen Öl nur draufzustreichen, —
Und sie war stumm mit einem Mal!

O wüßtet ihr, wie klein die Müh', — eh' ihr verzagt, —
Den Krieg mit Qual und Pein vom Erdrund zu vernichten!
Ein Wink! — Doch keiner 's wagt — und jäh zu Boden schlagt
Die blut'gen Geiseln ihr, die euch zugrunde richten!



Der Sandelholzbaum.

Wo in träumendem warmen Winde
Zum Ganges der Lotos sich neigt,
Steht einsam ein Baum, dessen Rinde
Berauschender Duft entsteigt.

Altindiens Brahminenscharen
Verehrten ihn wie einen Gott
Und wahrten ihn treu vor Gefahren:
Vor Axt, Feuer, Frevlerspott.

Doch der Mensch, der alles heut' schändet,
Ein Henker, dem nichts heilig mehr,
Glaubt stolz in dem Wahn, der ihn blendet,
Daß das Weltall sein eigen wär'!

So fällt er mit schneidendem Stahle
Den Baum in frevelndem Mut;
Die Waffe durchdringt seine Schale
Wie lebendiges Fleisch und Blut.

Verblutend und langsam sich neigend
Zur Ruhe der Baum legt sich schlicht.
Er duldet unschuldig und schweigend,
Doch bestraft er den Mörder nicht.

Nein, unter der Axt, die ihn fällte,
Strömt duftend sein göttlicher Saft,
Daß allein mit Segen vergelte
Er den Mißbrauch der Menschenkraft.



Der Esel und sein Engel.

Klein-Langohr hatt' im Wald sein Treiberlein verloren.
Als er allein nun bald in tiefer dunkler Nacht,
War's ihm, als hätt' die Welt sich gegen ihn verschworen.
Auf traumverschlungnem Weg sah er, wie ungeschlacht
Aus schwarzem schwülen Grund Gespenster drohend lugten,
Und Schatten riesengroß rings um ihn tanzend spukten;
Bald würgt ihn was am Hals, bald zupft ihn was am Ohr! —
Wie bangt Klein-Langohr sich vor solchem Geisterchor!
Der traute Stall so weit! So weit Mutter und Vater!
Vergangnes Glück macht jetzt zum Traum die Angst: „Wo Rat her!
Gespenster! Schluchten! Nacht! Entsetzen rings und Tod!
Kein Wesen, das auch nur beklagt hätt' seine Not!"
Da rief's hoch aus der Luft: „Sei froh und laß' das Zagen!
In meinem Walde kenn' ich jeden Steg und Stamm!"
„Gott schickt ein Englein mir! Wie soll ich Dank ihm sagen!"
Rief Langohr. — Doch, o nein! Es war seit Bileam
Kein Esel und kein Mensch zu solchem Glück erkoren!

Der Engel war nichts als ein Kauz.
Ein Käuzlein erst erstaunt. Doch jetzt nun lächelnd
schaut's
Das Tier an mit den langen Ohren.
„Ei sieh! Es geht doch schön! Komm, Freund, nur diesen
Pfad!
Kannst du nicht deutlich seh'n? Hüt' dich vorm Felsengrat!
Nach links! Noch mehr! Ihr seid doch tolpatsch'ge
Gesellen!
Wozu so prächt'ge Nacht mit Ärger sich vergällen!
Es sei! Nunmehr will ich dich führ'n auf rechter Bahn!
Ich will dein Treiber sein fortan!
Doch darfst du dich nicht störrisch stellen!
's geht um den Hals! Drum sieh dich vor!"
Langohr sah gar nichts, spitzt' die Ohren,
Staunt', wie der Freund, den er erkoren,
Kein Steinchen aus dem Aug' verlor!
„Ach, Bester!" rief er, „du bist mehr mir als ein Vater!
Die Vorsehung, die mich zu dir gebracht,
Führt mich in Not zum rechten Pfad her!
Du sollst mein Glaube sein, der Leitstern meiner Nacht,
Will keinen anderen Berater!"

Doch als der Morgen weiß behaubt
Der Tannen prächt'ge Wipfel taucht in zarte Röten,

War's Englein fort! — Ein Engel! Wer hätt' das ge-
glaubt! —
Und ließ das Unglückstier in fürchterlichen Nöten
An ekler Schlangenbrut und Kröten Stelldichein!
Da starb das arme Eselein!
Geröll und Dorngestrüpp und Schlünde voller Grauen —
An solchen Abgrund hat sein Engel ihn gebracht!
Müßt ihr im Dunkeln gehn, habt acht,
Den Freunden finstrer Dinge zu vertrauen!



Traumbild.

Zum großen Weltgericht, zum Thron des Höchsten waren
Frohnvögte, Kön'ge, Scheichs, Tyrannen und Cäsaren,
Von deren Halbgottsmacht die Welt so viel gelitten,
Zu langem Leichenzug aus düsterm Grab geschritten.
Zerfreßnes Grabgewand deckt mit zerschlissnen Falten,
Umschlotternd ihr Gebein, die knöchernen Gestalten,
Und Fetzen goldverbrämt mit Purpur drunter zeigen
Als letzten Abglanz noch, welch Reichtum einst ihr eigen!
Da hob der Ew'ge hoch die eh'rne Schicksalswage,
Die senkte tief ihr Brett hinab in stummer Klage.
Und voll Entsetzen sahn sie, wie herangeflossen
Ein Strom von all dem Blut kam, das sie einst vergossen.
Endloser Leichen Schutt stürzt wie Lawingerölle
Laut auf die Wage, daß sie tief sich neigt zur Hölle.
Von Bergen, Meeren zieh'n, ja selbst aus Grabes Gründen,
Märtyrer, wessen Wut sie mordete, zu künden,
All', die ihr Krieg verschlang, ihr Frevel, ihre Schande! —
Noch immer schwebend hing die Wag' am Abgrundrande.

Als die Erobrer sahn, wie sie sich neigte sacht',
Gedachten sie des Ruhms, der sie so groß gemacht,
Und flehten zitternd bleich: „Herr, in die andre Schale
Leg' unsre Bittgesäng', Sieg, Ehr' und Opfermahle!" —

Und sieh, da plötzlich schoß, entsetzlich anzuschaun,
Ein Sturzbach riesengroß von Tränen, Qual und Graun
Von Stadtmauern herab, von Hütten, Kerkerwällen
Mit Schluchzen und Gekreisch und Hosiannagellen! —
Da barst die Schal' entzwei! Es klang wie Höllenhohn! —
Es schwand die Halbgottsschar wie Spreu vor Gottes
Thron!



Petrus und Ecclesia.

Als Petrus einst ins Paradies kam, sah
Zu seinem Schmerz im Abgrund der Verdammten
Er seine Stiefmutter Ecclesia,
Um deren Leib die Höllengluten flammten!

„Du lieber Gott!“ rief er, „die ihren Sohn
Mich nennt, sie sah ich in der Hölle schwelen!
Gönn' ihr doch einen Platz an deinem Thron;
Sei gnädig der verirrtesten der Seelen!“

Da sprach der liebe Gott: „Meintwegen sei's!
Nur darf sie nicht mehr zanken, keifen, toben!
He, Gabriel, mach' flink dich auf die Reis',
Bring' uns die alte Sünderin nach oben!“

Und Gabriel, der Gottesbote, schwingt
Sich strahlend über all' die schwarzen Schlünde,
Und seines Fittichs blendend Schweben sinkt
Zum Ozean von Haß und Wahn und Sünde.

Da recken die Verdammten hoffnungstoll
Aus dem Gewirr der fürchterlichen Stätte
Die Arme wild, daß er aus Gottes Groll
Auf Engelsschwing' aus ew'ger Qual sie rette!

Doch er hört nicht das Flehn, das ihn umschwillt!
Ecclesia greift er, treu des Herrn Befehle,
Und fügt zu dieser Bürde engelsmild
Noch eine andere verirrte Seele:

Die Seele eines Räubers, die sich dort
In grauenvoller Qual und Angst gewunden!
„Gottlob entrinn' ich dem verwünschten Ort!
Nun hat die Quälerei ihr End' gefunden!

O liebe Frau, sieh meine Angst, mein Los!
Du hast den größten Heil'gen uns gegeben!
Jesus ruft gnädig dich in seinen Schoß!
O laß mich fromm mit dir zum Himmel schweben!

Ich will auch stets streng fasten, mich kastei'n,
Daß Heil'ge mich zum Muster nehmen können!
Ach, möchtest du mir Sünder gnädig sein
Und mir dies kleine Flügeleckchen gönnen!"

Sie aber schrie: „Du Sündenaas! Halt ein!
Fahr' in die Höll' und büße deine Frevel!
Des Himmels ew'ge Seligkeit ist mein!
O Tränen über dich und Pech und Schwefel!"

Der Unglückſel'ge rief: „Habt Mitleid! Weh!"
Doch ſie tobt voller Wut und ohn' Erbarmen
Und beißt und kratzt und tritt ihn, bis ſie jäh
In ſeine Nacht zurückgeſtürzt den Armen.

Doch als der Engel ſo erbarmungslos ſie ſah,
Warf in die Hölle ſtumm er Frau Eccleſia.



Lust und Pein.

Als aufgetan das Horn der Freuden und der Leiden,
Entschwebten beide sie zum Ätherzelt.
Nur Hoffnung blieb zurück verlassen, stumm,
bescheiden. —
Doch jauchzend stieg die Lust in strahlend reichem Kleid
In des Olympos Götterhallen.
Auf sprang ihr jedes Tor; geliebt ward sie von allen
Und wie ein Gott gebenedeit! —
Bald sah man: allzusehr begeistert,
Hatt' man zuviel dem Gast geweiht,
Der alles an sich reißt, aufdringlich alles meistert,
Nur herrschen will und alle überschreit —
Bei Tag und Nacht, bei Tisch, im Bette!
Sie macht zur Hölle jede Stätte!
Der Seele Frieden flieht vor ihren Narretein
Und flucht dem Schellenklirr'n der Sieg'rin, voller
Pein! —

Als Zeus erkannt, wie er geirrt, rief er: „O Schande!
Such' Obdach dir in anderm Lande!
Elender Blender! Fort! Ich weiß Bescheid!
Unsel'ger Gast! Mach' dich bereit!
Such' Menschenspielzeug dir auf ihrem Erdenballe!" —

Da stürzte jäh die Lust aus des Olympos Halle! —
Doch auf dem Weg zum Erdenland
Verlor beim Sturz sie ihr Gewand,
Das Kleid von Purpur, Gold und Seide,
Das wallt' in buntem Bausch, hellglitzernd wie Geschmeide! —

Den Mantel fand im Staub die Pein und hüllt' sich drein.
Seit sie dem Wunderhorn entstieg, hatt' zag, bescheiden
Auch sie das Glück gesucht; doch arm und schwach vor Leiden,
Und häßlich, blaß und bloß, flößt sie Entsetzen ein,
Und jeder sucht voll Angst von ihr sich zu befrein!
Nun sieht man — stolz, voll Pracht in des Gewandes Weiten,
Des eignen Leibes Not Frau Pein voll Glanz umgleiten,
Sie hoch erhobnen Haupts durch alle Tore schreiten!
Denn jeden Menschen täuscht des Mantels Purpurschein:
Er glaubt, es kommt die Lust, und läßt die Pein herein.



Sully Prud'homme

an

Charles Richet

Lieber Freund! Als ich die ersten Druckbogen der Fabelsammlung empfing, deren Frühblüten Sie mir in Ihrer Huld zueigneten, habe ich den Umschlag nur zögernd aufgemacht; ich will Ihnen das unumwunden gestehen; doch ich wurde dabei, wie ich glaube, von einem freundschaftlichen Gefühle für Sie geleitet. Die Berufsdichter empfinden gewöhnlich darüber eine gewisse Schadenfreude, auch einmal die durch ihre Arbeiten an die reale Welt gebundenen Männer der Wissenschaft bei dichterischen Bestrebungen auf frischer Tat zu ertappen. Es scheint, als ob die Muse für diesen ungewohnten Nachwuchs nur ein falsches Lächeln hat, wie eine erste Liebhaberin der Bühne, die sich, wenn sich einmal zufällig unter die Vertrauten ihres Kreises ein ernster Anbeter verirren sollte, über ihn nur belustigt. Diese unwiderstehliche Huldigung des Laienvolkes an die Göttin der Poesie erweckt bei ihren Priestern nur eine boshafte Überhebung. Freilich, was ich empfunden habe, war ein vornehmeres Gefühl, das Gefühl einer teilnahmsvollen Besorgnis; ich fürchtete für Sie und für die Physiologie, deren Unterricht die medizinische Fakultät Ihnen anvertraut hat. Ich wußte aus Erfahrung nur zu gut, welche Verwüstungen in einem ehrlichen Dasein die unglückliche Liebe für die Dichtkunst anrichten kann. Habe ich es nicht dieser Leiden-

schaft zu verdanken, daß ich gleich nach dem ersten schüchternen Eintritt in die Welt eine wissenschaftliche Laufbahn nach der andern, zuletzt noch die zum Notariat im Stich gelassen habe. Und als ich erst bedacht habe, wieviel mehr Nutzen für das Menschengeschlecht doch Ihre treue Hingabe an solche Wissenschaften stiftet, die sich mit der Bekämpfung des Todes beschäftigen, als der beharrliche Eifer eines fünften Aktuars in der rechtsgültigen Ausstellung von Identitätszeugnissen, da hat mich sogar ein wahrer Schauer über Ihre Unvorsichtigkeit ergriffen!

Gott sei Dank! Meine Besorgnis war völlig unbegründet. Auf den ersten Blick bemerkte ich das Widmungsgedicht dieser Fabeln und war sofort beruhigt. Sie traten also nicht etwa ohne jede vorhergegangene Ankündigung mit einer neuen Betätigung Ihres Geistes ans Tageslicht. Sie gaben nur Ihrem jungen Sohne durch lebendige Ratschläge in einer zu Herzen gehenden Form das wieder, was Sie von ihm selbst empfangen haben; denn Ihre dichterische Begeisterung wächst auf dem Boden der Vaterliebe. Wenn Ihre Fabeln also eine gewisse Unfertigkeit verraten sollten, so dürfen sich Ihre Leser an keinen andern als das Kind halten, und in demselben Augenblick kann ich auch von seiten der Leser auf die größte Nachsicht für Ihr Werk rechnen.

Ach, welch unbegrenztes Vertrauen brachte ich nun sogleich Ihrem ersten dichterischen Versuche entgegen! Aber es ging mir nun mit meiner übermäßigen Milde, wie es mir vorher mit meiner übertriebenen Besorgnis gegangen war. Ich stellte in der Tat nicht ganz ohne Überraschung fest, daß Ihr Vers in seiner ungezwungenen Gestalt nichts von Unterwerfung unter das Joch der Regel verrät. Ich mußte anerkennen, daß das Ohr des Gelehrten nicht notwendigerweise von dem des Dichters verschieden zu sein braucht, und daß es alle die jenem eigentümlichen Instinkte verleugnen kann. Man erstaunt ja nicht, wenn ein Gelehrter ein Musiker ist: warum sollte man es, wenn er Sinn für Metrik hat, deren Organ doch das Ohr ist? Aber, um die Wahrheit zu sagen, das Organ unserer Kunst ist gar nicht bloß das Ohr. Obwohl die Poesie im Rhythmus ihren wesentlichen sprachlichen Ausdruck findet, beruht sie doch nicht lediglich auf der Akustik. Sie ist so recht eigentlich die Sprache des Herzens. In dieser Eigenschaft entlehnt sie dem Denken gerade nur soviel, wie sie braucht, um daraus ein Phantasiegebilde zu machen; die Wissenschaft verlangt von dem Denken weit mehr, wenigstens etwas ganz anderes. Daher kommt es auch ohne Zweifel, daß der Gelehrte weit lieber Fabeln als etwa Elegien dichten wird.

Die Fabel ist eine Gattung von einem so dehnbaren Gebiete, daß dasselbe ausreicht, alle Bedürfnisse des Gemütes zu befriedigen. Doch auch praktische Philosophie kann hier ihre poesieärmsten Lehrsätze formulieren:

„Des Stärkern Recht ist stets das beste Recht gewesen."

[Lafontaine Fabeln I 10. Der Wolf und das Lamm.]

Aber auch dramatische Wirkungen finden hier Töne:

„Der Sturm verdoppelt seine Wut
Und tobt, bis er entwurzelt fällte
Den, dessen stolzes Haupt dem Himmel sich gesellte,
Und dessen Fuß ganz nah' dem Reich der Toten ruht."

[Lafontaine Fabeln I 22. Die Eiche und das Schilfrohr.]

Herzensgefühle können hier in gleicher Weise ihren zartesten Ausdruck finden. Man muß zugeben, daß Lafontaine für deren Entfaltung im dichterischen Gewande keinen übermäßigen Gebrauch von unserer Gattung gemacht hat. Sogar in seiner köstlichen Fabel „Die beiden Tauben" (IX 2) treten „Die gute Speise" und „Das gute Nest" nicht hinter „das, was ihn sonst erbauen möge", zurück (V 17). Und doch verstand er sich gewiß auf treue Anhänglichkeit; er war ein Freund von unauslöschlicher Hingabe. Das beweist die „Elegie auf die Nymphen von Vaux" (1661). Er war ebenso vertrauensvoll als Freund, und seine Natur, die nicht recht geeignet war für den Kampf ums Dasein, brachte ihn gerade

dadurch dazu, es unausgesetzt sein ganzes Leben lang zu sein. „Ich ging hin.“ Diese Antwort an Herrn von Hervart, der ihm nach Frau de la Sablières Tode die Gastfreundschaft seines Hauses anbot, ist wohl rührend, und doch verdient in bezug auf die Erwiderung empfangener Freundschaft Lafontaine keine besondere Nacheiferung. Man verzeiht ihm, kein Muster eines Gatten und Vaters gewesen zu sein; war er doch ein so gutmütiger Mensch. Die Gutmütigkeit unterscheidet sich merklich von der Zärtlichkeit; sie öffnet ihr Herz aufs liebenswürdigste den verschiedensten Wesen, die sie auch jederzeit nach Wunsch herein- oder herausläßt, etwas bunt durcheinander, Tieren und Menschen; sie war bei ihm eine zerstreute Vernachlässigung seiner selbst und der Seinigen. Die Hausgemeinschaft ärgert und erschreckt ihn besonders um der Hausordnung willen, die dem unsteten Umherwandeln im Wege ist. „Unser Feind ist, dem wir dienen!“ (Lafont. VI 8, V 15). In der Fabel: „Der Wolf und der Hund“ (I 5) kündigt diese Erklärung, wenn auch etwas unbestimmt, die spätere berühmte Erklärung der Menschenrechte schon im voraus an; Unabhängigkeit wird hier viel früher gefordert als bürgerliche Freiheit; Lafontaine würde in unseren Tagen wahrscheinlich vergessen haben, sein Wahlrecht auszuüben. Er hat sich der Fabel bedient,

um besonders den in der Gesellschaft lebenden Menschen die Kunst zu zeigen, sich in ihr weder von andern betrügen zu lassen noch sich selbst zu betrügen, die Kunst, mit ihr in möglichster Ruhe zu leben, alles im wohlverstandenen eignen Interesse. Man merkt auch nicht eine Spur von christlicher Nächstenliebe in seinen Sinnsprüchen, die mehr Verhaltungsmaßregeln als Lehren sind. Es ist die volkstümliche Sittlichkeit der Alten, nicht etwa die Epikurs, doch noch weniger die Zenos oder Epiktets. Es ist auch keineswegs die Ihrige. Trotz Ihres lebhaften Wunsches, Ihr Kind für das Leben in der Gesellschaft zu rüsten und vor den Schlingen zu schützen, die ihm dieses Leben überall in den Weg legt, zeigen Sie sich doch gleichzeitig äußerst besorgt, nicht etwa dabei seine Seele zu beengen, nicht etwa dabei die edlen Triebe in ihm einer allzu vorsichtigen Lebensführung zu opfern. Man fühlt in Ihren Grundsätzen Ihre wissenschaftliche Erziehung; die Erforschung der Wahrheit um ihrer selbst willen, die die Voraussetzung jeglichen Fortschritts in der Wissenschaft ist, ist zugleich eine wunderbare Schule für Uneigennützigkeit und mannhafte Ausdauer.

Aber glauben Sie ja nicht, ich wollte Lafontaine herabsetzen, um den abweichenden Charakter Ihrer Fabeln gegenüber den seinen irgendwie zu verwischen; ich will nichts weiter als die Punkte deutlich hervor-

heben, worin sich Ihr Standpunkt von seinem unterscheidet. Ich möchte nicht einmal wagen, Ihnen seine Sprache als Muster vorzuschlagen; sie ist bekanntlich unnachahmlich. Andererseits entwickelt sich sein echt gallisches Wesen mit dem Alter mehr und mehr dahin, daß es immer ausschließlicher an seiner Person haften bleibt, in demselben Grade, in dem bei uns die trennenden Merkmale unserer Rasse von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr zurücktreten. Die Kultur der verschiedensten Völkerschaften strebt heutzutage in der Tat nach dem erhabenen Ziele gegenseitiger Durchdringung. Die Ursache davon liegt einmal in den wachsenden Verkehrserleichterungen und ferner auch in dem über den nationalen Geist immer mehr triumphierenden Einflusse der Wissenschaft, die nichts von einem Vaterlande weiß. Es gibt keine unter den vielen Sprachen, die diesen Einfluß nicht sichtbar widerspiegelte; keine, die nicht immer mehr verblaßte, verdorrte und so an ihrem poetischen Werte verlöre dadurch, daß sie an Stelle von einzelnen Fällen immer mehr die Allgemeinheit, immer mehr das Gesetz zum Ausdruck bringt. Ein Wort lateinischen Ursprungs zum Beispiel ist um so französischer geworden, je gebräuchlicher und je konkreter die von ihm bezeichnete Sache ist. Sobald sein Sinn für die Bedürfnisse der Wissenschaft verallgemeinert werden muß, kehrt es zu

seiner lateinischen Grundform zurück, die ihm seinen bisherigen poetischen Hauch benimmt. Das Wörterbuch der Medizin würde unzählige Beispiele dafür liefern. Wie weit ist hiervon Lafontaines Sprache entfernt! Der Gelehrte ist zudem unbewußt geneigt, an Stelle des Bildes, das recht eigentlich die dichterische Form ist, die Definition zu setzen. Trotz alledem kann sich die Fabel besser als jede andere Dichtgattung der besagten Darstellungsweise anbequemen; für sie ist die Bildersprache nicht verbindlich; denn sie ist im wesentlichen eine einfache Erzählung, die den Menschen eine dem Tierleben entlehnte Verhaltungsmaßregel gibt. Man braucht nur einer solchen Lehre durch eine künstlerische Erfindung mit Hilfe des der Rede angepaßten Rhythmus Leben und Reiz verleihen.

So haben Sie für das gute Gelingen dieser Fabeln nur Ihren Lehrstuhl etwas zu verlegen brauchen, ohne irgendwie die Ihnen liebgewordenen Gewohnheiten ändern zu müssen.

Die herzlichsten Grüße von Ihrem

Sully Prud'homme.

Inhalt.

	Seite
An meinen Sohn	7
Der Hirsch	9
Das Rebhuhn und der Kauz	11
Die beiden Seeleute	13
Der Gelehrte und das Karnickel	17
Reineke als Richter	20
Die beiden Vogelnester	24
Die Möwe und die Grasmücke	28
Der Schmetterling	30
Die Biene und die Eidechse	32
Rabe und Papagei	35
Der Esel	38
Die Ameise und die Grille	40
Knabe und Hündchen	43
Der Mann und der Kieselstein	45
Die Störchin und der Fuchs	48
Wer will borgen, komme morgen	49
Jupiter und der Landmann	51
Lilie und Kartoffel	54
Die Gründlinge	56
Der Haarkünstler	58
Der Bazillus	60
Der Geier im Wasgenwald	62
Zypresse und Rosen	65
Schildkröte und Skorpion	67
Der Taschenkrebs	70
Die Sandkuchen	73
Der fliegende Fisch	76
Die Morgenröte	78

	Seite
Der Fischer und sein Schatz	80
Reinekes Reue	83
Das quiekende Ferkel	85
Der Turm und das Schilfrohr	87
Der Löwenanteil	90
Ahn und Enkel	92
Der Träumer	94
Der Triumph des Adlers	95
Die Huldigung des Esels	96
Die Rose und der Rosenkäfer	98
Der Menschenfresser	100
Das Heidekind	105
Der Fuchs und die Trommel	107
Das Küken auf Reisen	109
Die Kirschen	113
Glühwürmchen und Schlange	115
Die Schwiegermutter	116
Der Esel als Hochzeitsgast	117
Vergänglichkeit	119
Das Tröpflein Öl	122
Der Sandelholzbaum	124
Der Esel und sein Engel	126
Traumbild	129
Petrus und Ecclesia	131
Lust und Pein	134
Sully Prud'homme an Charles Richet	137




UNIVERSITY OF CALIFORNIA-LOS ANGELES
L 007 775 524 7


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
AA 000 443 538 4

